

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

ritte Vers, der ist für den Herrn Defononierath schulze, den alten Junggesellen, dessen Haushälterin bald zu beerben hofft."

Der Herr Kanzleirath hat Recht, auf die Junggesellen, ist die Hagestolze ist es diesmal besonders abgesehen, er Hinkende möchte ihnen Lust machen zum Heirathen

und ihnen die Hände vorver- n, wenn sie's cht thun. Das ist, wenn sie es un können, denn ele allerdings ollen und kön- n nicht, oder benehmerwerthe ründe, es nicht thun; denen gilt auch die Strapredigt cht, sondern den dern, die können ad nicht wollen. Ja, sie begehren Sünde nicht an den armen



Der brave Familienvater hat außer seinen Berufsgeschäften noch die schwere Sorge für die Erziehung seiner Kinder.

igen Frauenzimmern, sondern auch am Vaterlande. er deutsche Bürger und Familienvater, der mit

orgen und Dpfern seine Kinder groß gezogen hat, der seine Söhne in den Krieg, um für die Verthei- gung des Vaterlandes zu bluten, und seine Töchter die Spitäler zur Pflege der Verwundeten. Der Junggeselle liest Morgens bei einer Tasse Kasse und er keine Cigarre die Kriegsberichte, und diese Poesung bt auf seine Nerven einen aufregenden, aber nicht angenehmen Kitzel. „Bei Sedan gefallen: der Frei- willige Müller, einziger Sohn des Schlossermeisters Müller in“ „Armer Kerl, der Alte! Gottlob,

ich keine Söhne habe. Jo- um! Meinen schwarzen Anzug stien, ich will doch heute Abend in den Subscriptionsball gehen, er die Verwundeten.“ Und er nzt Abends für die Verwun- ten, speist sein zu Nacht, trinkt is das Wohl der Sieger eine lasche Sekt (da er keine Familie i erhalten hat, so kann er sich che kleine Ausschweifungen wohl lauben) und legt sich mit dem olzen Bewußtsein zu Bette, auch was für das Vaterland gethan i haben.

Der brave Familienvater hat außer seinen Berufsgeschäften och die schwere Sorge für die rziehung seiner Kinder, um seine öhne zu tüchtigen Bürgern, eine Töchter zu braven Haus- anen heranzubilden; der Jung- eselle hat außer seinen Berufs- geschäften, wenn er überhaupt welche hat, nur die eine Sorge, wie er seine übrige zeit auf die angenehmste Weise todt schlagen will, oder uch zur Abwechslung, wie er seine Schulden bezahlen der neue Schulden machen kann; denn wohlfeil ist as Junggesellenleben gerade nicht.

In der Blüthezeit Rom's war derjenige Bürger be-

sonders angesehen und geschätzt, der die größte Familie hatte, der dem Vaterlande am meisten Söhne und Töchter schenkte. Die alten Römer wußten recht wohl, daß die Familie die festen Wurzeln sind, durch die der Bürger mit seinem Vaterlande enge verwachsen ist; und das wissen auch die neuen Römer, die Römlinge; diese

aber pflegen und hegen nicht diese Wurzeln, sondern sie hauen sie ab, und verseyen die Pflanzen in ultra- montane Töpfe, und nähren sie mit ultramontanem Dünger. Indem sie ihre Priester zum Eölibat, zur Ehelosigkeit, ver- dammen, einerlei, ob sie damit der Unsittlichkeit und der Wilsachtung überantwortet werden, machen sie sie vaterlands-

los, und willenlos, und zu Puppen einer maßlosen Priesterherrschaft.

Die Ehelosigkeit ist unnatürlich, unpatriotisch und unsittlich, da habt Ihr's in drei Worten.

Aber viele Hagestolze müssen die Selbstsucht, die sie die Sorgen des Familienlebens fliehen ließ, oft schwer büßen. Der Lebemann wird alt und gebrechlich, er bedarf nicht mehr des Genusses, sondern er bedarf der Pflege, und wenn nicht Verwandte sich seiner erbarmen, so verfällt er der Herrschaft einer Haushälterin, die auf seine Erbschaft lauert, unter deren Pantoffel — nein unter deren Schlappen er sich beugen muß, und die er — Ende gut, Alles gut — schließlich sogar noch heirathet.

An seinem Sterbebett werden keine Thränen geweint, und seinem Sarge folgen nur lachende Gesichter.

„Drum danke Gott, daß du ein Herz ge- funden, Das weinen ließ, wenn du ihm wirst ent- rissen.“

Der Hinkende wüßte wohl ein Mittel.

Es werden jetzt so viele Dinge verzollt und versteuert:

- „Büsten, Besen, Stroh und Eisen, Erbsen, Bohnen, Korn und Linsen, Schnaps und Essig, Bier und Wein, Wurzeln, Wäpfe, Ton und Stein, Kümmel, Wachs nebst Del und Schmalz, Dosen, Gerichtenstroh und Holz, Wäsche, Kleider, Schuh und Holz, Warum nicht auch der Hagestolz?“

Allerdings, warum nicht auch eine Hagestolzen-Steuer, und zwar eine gefalzene? Und wenn sie noch so hoch wäre, sie wäre noch lange nicht so hoch als die Blutsteuer, die ein Familienvater bezahlt hatte in dem 70er Kriege, und, — wer weiß, vielleicht wieder bezahlen muß? Da ist nichts zu lachen, und wenn die Herren Steuerkünstler noch keine größern Dummheiten gemacht hätten, als diese Jung- gesellen-Steuer eine wäre, so könnten die Völker sich Glück wünschen.



„Donnerwetter,“ sagte der Martin, „was muß die dreckige Strämpe haben.“

Und nun kommen wir von den „Vengeln“ wieder und noch einmal zu

Nr. 4, den Engeln.

„Höret einmal, Hintender,“ sagte der Herr Heinrich. Nämlich der Herr Heinrich ist auch ein Jungge- selte, der sich schon seit 10 Jahren befindet, ob er heirathen soll oder nicht, und der bald mehr Haare auf den Zähnen als auf dem Kopfe hat, denn er ist ein Rechtsanwält.

„Höret einmal, Hintender,“ sagte er, „was Ihr da über die Hagestolze sagt, trifft mich nicht; zeigt mir ein tüchtiges Mädchen und ich heirathe es vom Fleck weg. Aber so eine Puppe, wie sie auf den Straßen herumlaufen und auf den Bällen ausgestellt sind, — lieber des Teufels Großmutter.“

Da sagte der Hintende: „Ja, lieber Heinrich, auf der Straße und auf den Bällen mußt Du Dir keine Frau aussuchen, die Straßen- und die Ball-Engel sind nur da zum Anschauen, aber nicht zum Heirathen.“

Dieser Meinung war auch der ehrliche Nordhalden- bauer Martin, als er mit seiner Frau aus dem Oden- wald nach Heidelberg kam, um auf der Messe Einkäufe zu machen. Als sie durch die Anlagen gingen, rief er auf einmal: „Jesses Christine, schau da her!“

Und es war auch zum Schauen. Vor dem ehr- lichen Paare her ging — nein trippelte, denn gehen konnte sie nicht, ein junges Dämchen. Ihre kleinen Schuhe hatten die Absätze nicht hinten, sondern mit- ten auf der Sohle; ihr seidenes Kleid war so enge, als wäre es ihr auf dem Leibe zusammengenäht, und wenn sie nur ganz kleine Schritthchen machen konnte, so war nicht allein das enge Kleid Schuld daran, nein sie hatte an den Strumpfbän- dern auch noch die Knie zusammengebunden, eine Maßregel gegen den Fortschritt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Hinten nach schleifte sie eine Schleppe, die das ehrliche Bauernpaar in eine Staubwolke hüllte und der Frau Christine einen Hustenanfall verursachte. „Donnerwetter“, sagte der Martin, „was muß die dreckige Strümpfe haben!“ „Und schau“, rief Frau Christine erstaunt, „auf dem Ding da, auf ihrem Kopf, Herr Jesses, das soll ja ein Hut vorstellen, da hoßt ja ein krepirter Vogel.“

„Sie, erlauben Sie“, fragte der Martin einen vor- übergehenden Herrn, „gehört das Ding da vor uns zu einer Messhude, oder ist es am Ende gar aus der neuen Irennklini entsprungen?“ „Nein, guter Freund“, erwiderte der Herr, „das ist eine elegante Dame! Das ist neueste Mode!“ — „Oh!“ rief der ehrliche Martin erstaunt, „das sind Bigott Narren, die Stadtleute; komm Christine, wir gehen wieder heim!“

Wenn der Hintende hinter so einer staubaufwirbeln- den, den Straßenkoth zusammenfegenden Schleppe drin hint, so kommt ihn stets die Lust an, ihr mit seinem Stelzfuß eins zu versetzen. Ja, er ging schon mit dem Gedanken um, einen Schleppenabtretungs-

Verein zu gründen, wo jedes Mitglied sich verpflichtet, jedes Jahr ein Duzend Schleppen abzutreten, und das mit vielleicht eben so viele Menschen vor Hüften und gar noch Schlimmeren zu bewahren.

Gegen die Gretchentischen will der Hintende nichts sagen; diese sind eine Annehmlichkeit für die Leiden- diebe und die es werden wollen, und für die Schwär- jungun, denen sie den seltenen Genuß verschaffen, ihre Nasen in Batisttaschentücher puzen zu können. Aber die Vogelleichen auf den Hüten! Das ist eine der größten Schändlichkeiten, welche die gedankenlose, schände Putz- sucht zu verantworten hat.

Gedankenlos! Der Hintende will zur Ehre der Mode- damen glauben, daß sie die Folgen dieser gramamen und abgeschmackten Putznarheit nicht ahnen! Eine einzige Putzwarenhandlung in Leipzig hat in wenigen Jahren 32000 Bälge von Kolibriß, 800000 Bälge und 300000 Paar Flügel von verschiedenen andern Vögeln erhalten, und natürlich auch verkauft. Das, eine ein- zige Putzwarenhandlung! Millionen dieser schönen und nützlichen Thierchen werden hingemordet um einer Narrheit willen, und einzelne Vogelarten, namentlich

die Kolibriß, drohen ganz ausgerottet zu werden für diese schände Putznarheit. Die armen Thierchen er- heben vergebens ihre schwachen Stimmen gegen dieien Unfug, gegen diese Sünde wider die Natur, so will es der Hintende für sie thun. „Keine anständige deutsche Frau und Jungfrau sollte fürder eine Vogelleiche als Kopfpuz tragen, und hörst Du, Heinrich, wenn Du eine solche Leichenträgerin zur Frau nimmst, so komme ich nicht zu Deiner Hochzeit.“



Der Herr Kanzleirath hat einen wahren Veilchengarten.

blühen mir die Tulpen und Plappercroten, keine soliden Pflanzen. Auf der Suche nach einer Lebens- gefährtin, da muß man in das Verborgene tauchen, wo die Veilchen blühen, im Hause, in der Familie, im traulichen Heim, da kann man sie finden. Und Gottlob, es giebt noch viele Veilchen in Deutsch- land.

Ich hätte eines für Dich gewußt, Heinrich, des Herrn Kanzleiraths Aelteste, der hat einen wahren Veilchengarten; aber leider, Du hast Dich zu lange befohlen, die Adelheid ist bereits verlobt mit einem braven Manne, und bis die andern Kanzleiräthlichen Veilchen aufgeblüht sind, bist Du bereits abgeblüht, und nur noch eine Blume für eine Haushälterin.“

So, damit genug von den Engeln und den Vengeln und die Vorrede muß geschlossen werden. Der Hintende hat zwar noch Manches auf dem Herzen. Vielleicht bringt er's in einer Nachrede.

Die Injurie.

Von Wilhelm Kaskinski.

Die Wissenschaft muß umkehren, sie hat sich dem Laienthum zu sehr entfremdet, und es ist Zeit, daß sie durch Einfachheit und Verständlichkeit in Kopf, durch Annuth und Heiterkeit das Herz des Volkes wieder gewinnt.

Dies gilt auch von der Rechtswissenschaft, vornehmlich dem Strafrecht. Sollte man es glauben, daß im gebildeten Deutschland mancher Dieb zu seinen nächtlichen Werke aussteht, und nicht einmal weiß, daß das deutsche Strafbuch eigentlich unter Verstoß versteht? Unwissenheit aber ist die Mutter des Verbrechens, an kann es dreist betreiben: die meisten Verbrechen würden ungeschehen bleiben sein, wenn die Verbrecher die Zeit, die sie in Ausführung ihrer schändlichen Thaten übrigsten, lieber dem nützlichen Studium des Kriminalrechts gewidmet hätten.

Nach dem Vorgange hervorragender Fachgelehrter treibt, durch populäre Darstellung die Rechtswissenschaft wieder in's Volk zu tragen, haben wir uns daher erster Linie hierzu das Strafrecht auszuwählen. Wir setzen die gegenseitige Abneigung, welche unauflösbar zwischen dem deutschen Volke und dem deutschen Strafrecht herrscht, am leichtesten zu überwinden, indem wir durch einer täglich beliebter werdenden Methode den gemeind trockensten Stoff zu einer Reihe amüsanten "Lectures" zu verarbeiten. Beginnen wir heute mit dem Jedermann nabeliegenden Thema, der "Beleidigung" oder Injurie.

Was ist Injurie? Es wäre anzunehmen, daß Jemand nicht wisse. Mit Takt hat daher auch das Strafgesetz jeder Begriffsbestimmung gehalten. Wie schon der Name sagt, ist die Injurie eine Erfindung der Römer, denen wir ja Vieles verdanken. Aber erst Deutschen, das Volk der Wahrheit und Biederkeit, haben zu ihrer vollen Blüthe entfaltet. Wenn wir auch in heutiger Zeit unsere nationale Vorliebe für die Injurie meist nicht gern eingestehen, so läßt sich doch nicht verbergen. In langweiligen Gesellschaften, bei trockenen Kammerverhandlungen fühlen wir wahrhaft erleichtert und erfrischt, wenn der Gegenstand der naturwüchsigen Form der Injurie genommen hat. Durch Ausdrücke, wie "göttliche Gabe", "Einem den Standpunkt klar machen", "Einem die Wahrheit sagen", verrathen wir unwill-

kürlich unsere stille Neigung. Ich weiß nicht, wer es gewesen ist, ich glaube Jean Paul, der zuerst auf den seltenen Tiefinn der letzteren Redensart aufmerksam gemacht hat. Es wirft ein wunderbares Licht, sowohl auf die Aufrichtigkeit unseres gewöhnlichen Verkehrs, als auch auf unser wahres Wesen, daß wir einander so selten "die Wahrheit sagen," und daß dies, wenn es einmal geschieht, kaum anders geschehen kann, als durch Injurien.

Was eine reine Injurie ist, nennt man eine ideale Injurie, denn auch die Jurisprudenz hat ihre Ideale. Das gewöhnlichste Mittel, um Jemanden in idealer Weise zu beleidigen, sind Worte, daher "Verbalinjurie." Früher meinte man, daß die Sprache den Menschen vom Thiere unterscheidet. Nachdem man aber entdeckt hat, daß auch die Thiere eine Sprache haben, muß jener Satz dahin eingeschränkt werden, daß nur die Anwendung der Sprache zur Injurie das unterscheidende Merkmal zwischen Mensch und Thier bilde.

In der That hat der Mensch Nichts so apart für sich, als die Injurie.

Unermüdet durchforscht er alle Reiche der Natur nach Sinnbildern, die sich zur Kennzeichnung seines Nebenmenschen eignen. Die größte Ausbeute liefert ihm natürlich das Thierreich, dessen nahe Verwandtschaft mit uns nachgewiesen zu haben das unsterbliche Genie Darwin's ist. Namentlich unsere nützlichen Hausthiere, als Ochsen, Esel, Schaf, Gans, Hund, Kaze erfüllen nicht den unwesentlichsten Theil ihrer kulturhistorischen Mission.

Anerkennend durchforscht er alle Reiche der Natur nach Sinnbildern, die sich zur Kennzeichnung seines Nebenmenschen eignen. Die größte Ausbeute liefert ihm natürlich das Thierreich, dessen nahe Verwandtschaft mit uns nachgewiesen zu haben das unsterbliche Genie Darwin's ist. Namentlich unsere nützlichen Hausthiere, als Ochsen, Esel, Schaf, Gans, Hund, Kaze erfüllen nicht den unwesentlichsten Theil ihrer kulturhistorischen Mission dadurch, daß sie sich so bequem zur treffendsten Schilderung unserer Nächsten gebrauchen lassen. Die meisten solcher Bezeichnungen sind generis communis. Der Gebrauch einiger beschränkt sich aber auf ein bestimmtes Geschlecht. So sind z. B. "Gans", "Putz", "Kaze", "Eule" ausschließlich für das schöne Geschlecht reservirt. Der große Reichtum des Thierreichs genügt aber nicht einem noch größeren Bedürfnis. Deshalb verwendet man einerseits aus weiser Sparsamkeit häufig nicht ganze Thiere, sondern nur einzelne Theile derselben, z. B. "Schafstopp", "Schweinepelz", "Saunagen". Andererseits war man bedacht, die Natur lediglich zum Zwecke der Injurie durch neue Thierarten zu bereichern und entstanden durch kühne Kreuzungen Geschöpfe wie der "Schweinhund" der "Saugel" und ähnliche Mischlinge.

Eine ausgezeichnete (qualifizierte) Verbalinjurie ist die Verleumdung. Wenn du nämlich nicht einfach von einem Beliebigen sagst, er sei ein "Dummkopf" oder



So sind z. B. "Gans, Putz, Kaze, Eule" ausschließlich für das schöne Geschlecht reservirt.



„Spitzbube“ Urtheil), sondern du erzählst gleich ganze Geschichten (Thatsachen) von ihm, aus denen der Hörer von selber darauf kommt, der Beliebige sei ein Dummkopf oder Spitzbube, so freut er sich über seine eigene Entdeckung und merkt sie sich viel besser (semper aliquid haeret). Diese Geschichten fangen meist so an: „Haben Sie schon gehört, was mir eben erzählt ist“ oder „da ist mir heute auch wieder eine Geschichte über den und den hinterbracht worden.“ Merke aber wohl, daß solcher Anfang dich nicht immer vor einem üblen Ende schützt. Denn du sollst Sachen, die Einen beschandfleckten, nicht erzählen, wenn du sie auch von Anderen gehört hast, und darfst, wenn du solcher-gestalt wacker mitgeholfen hast, Einem die Ehre abzuschneiden und ihn vielleicht für immer in's Unglück zu bringen, hinterher nicht sagen: Ich habe mir Nichts dabei gedacht. Sondern du sollst dir Etwas dabei denken und kommt wenig darauf an, ob du die Geschichte selbst für wahr gehalten hast oder nicht, und dies sogleich ausgesprochen. Ob du also sagst: „Der Meier ist heute Nacht seinem Prinzipal mit der Kasse und der Frau durchgebrannt, der Herr Polizeinspektor hat es mir selbst gesagt.“ oder ob ein Anderer sagt: „Der Meier soll heute Nacht seinem Prinzipal mit der Kasse u. s. w. durchgebrannt sein, ich glaube es aber nicht, denn der Apotheker stunkert immer.“ so werdet ihr beide gefaßt, ohne Ansehung eures Glaubens. Wenn die Geschichte aber wirklich wahr ist, kann dir der Meier nichts anhaben (exceptio veritatis). Du mußt aber die Wahrheit darthun, denn der Herr Richter kann solche Sachen von Meier unmöglich glauben, wenn sie ihm nicht bewiesen werden. (Meier praesumitur bonus.) War aber Alles bloß erflogen, und der Meier hat gar nicht daran gedacht, du aber hast die Geschichte dennoch wissentlich und geflissentlich verbreitet und wohl gar selber aufgebracht, so brauchst du nicht stolz zu sein auf deine schöne Erfindung, sondern bist ein rechter und eigentlicher Verleumder und ruchloser Ehrabschneider (calumniator) und darfst dich nicht wundern, wenn der Richter, der solche Scherze von dir hören muß, nicht dazu lacht, sondern sehr ernst aussieht.

Manche Nahrungsmittel sollen Einfluß haben auf das, was wir denken und thun. So scheint mit der Verleumdung der Kasse in geheimnisvollem Zusammenhange zu stehen, und will man wenigstens beobachtet haben, daß in manchen Frauengesellschaften in

dem Maße, wie der Kasse konsumirt wird, schlimmer Leumund und böshafte Nachrichten produziert werden, also daß der Richter, wenn ihm Alles angezeigt würde, manchmal alle Hände voll zu thun bekäme.

Am nächsten verwandt mit der Verbalinjurie ist die symbolische. Denn man kann, wie man über einen Anderen denkt, nicht bloß mit Worten sagen, sondern auch mit Zeichen und Bildern, Mienen und Gebärden. Diese Art Ehrverletzung scheint aus der Zeit zu stammen, wo die Sprache noch nicht gebildet genug war zur Verbalinjurie, sie muß aber auch heutzutage noch oft aus-helfen, wenn Worte nicht hinreichen. Wegen ihrer allgemeinen Verständlichkeit hat sie Weltfurs und eignet sich für den internationalen Verkehr. Beispiele sind: Du schmeißt deinem Nachbar jedesmal böhmische und verächtliche Gesichter und bringst ihm Nachts Kassenmüll und malst ihm sein Portrait mit Efelsohren. — Auch wenn du ihm in der Kneipe stets sein Bier austrinkst oder wirfst ihm Cigarrenstummel in's Essen, so muß ihm das höchlichst verlegen und kann ich dir nur raten, dich wegen solcher ähnlicher Aufmerksamkeiten recht bald mit Unanmerksamkeit zu entschuldigen. Dergleichen, wenn du jedesmal ausspuckst, wenn er vorübergeht, kann es dir leicht verdacht werden, es sei denn, daß du beweist, er geht jedesmal vorüber, wenn du ausspuckst. Alle solche Dinge mußt du lieber nicht thun. Auch das Zungen-ausstrecken ist vorrücksichtshalber besser zu unterlassen. Denn eigentlich zwar bedeutet es nichts Schlimmes, sondern nur, daß wir so Bi-les auf dem Dersan haben, was wir gern sagen möchten, das wir es gar nicht Alles sagen können und deshalb Kürze halber gleich das ganze Organ der Sprache hinhalten. Aber man ist doch über- eingekommen, es für ehrenrührig zu hal- ten, denn man weiß schon, daß dasjenige, was wir sagen möch- ten und nicht können, in der Regel wohl nichts Schmeiche- lhaftes sein wird.



Es entstanden durch fähne Kreuzungen Geschöpfe wie der Schweinhund.



So scheint mit der Verleumdung der Kasse in geheimnisvollem Zusammenhange zu stehen.

Sorte der Jarn- ist es aber, wenn du zu hitzig bist und lässest dich gern zu Thätlichkeiten hinreißen. Eine solche heist Ver- injurie, denn sie ist reeller, kostet aber auch mehr. Bei- spiele sind: Ohrfeigen, Nasenstüßer, Rippentöße, Knie- peln, Begießen mit eau de Xantippe und dergleichen. Diese Realinjurien gehen schon ganz immerlich in das Gebiet der Mißhandlung und Körperverletzung über, also daß, wenn du deinen Kameraden haust, manchem nicht nur der Kamerad nicht weiß, was er davon- denken soll, sondern auch der Richter. Denn da der

Körper auswendig ist, die Seele aber inwendig drünn ist, so weiß man nicht, wenn du einem eins gibst, einst du seinen Körper oder seine Seele, und ist also zweifelhaft, ob du bloß seinem Leibe Schmerzen zuzugestachtest, ohne ihm im Uebrigen in seiner Eigenschaft als Ehrenmann zu nahe zu treten, oder ob du bloß die unsterbliche Seele in ihrem berechtigten Selbstgefühl kränken willst, ohne ihrer sterblichen Hülle wehe zu thun. Willst du aber beide, Körper und Seele, gleichmäßig bedenten, oder ist es dir wenigstens, während du eines im Sinne hast, egal, ob nebenher auch ein anderes Etwas abkriegt, so ist es wohl geschehen, daß dein unpassendes Benehmen verschiedene Strafgesetze herbeiführt. Wenn auf diese Weise wegen derselben Handlung mehrere Paragraphen auf einmal ihre Hände nach dir strecken und sich um dich bemühen, wie hitzige Konkurrenten einen zweifelhaften Kunstreifer, so findet hieran der Kriminalist seinen Hauptspass und nicht es eine „ideale Konkurrenz“. Aber nicht nur der



Auch das Zungenausstrecken ist vornehmlicher besser zu unterlassen.

Handlung sieht die Injurie oft gleich wie ein Gift, das in den Mund anderer, sondern manchmal auch anderen Vergehen, wenn einer an einem stillen und heimlichen Ort nur vorübergehend aufzuhalten gedachte, du aber schließlich sachte die Thür und er will wieder heraus kommen nicht, so liegt oft nicht nur Freiheitsberaubung vor, sondern auch Ehrverletzung, wenn du nämlich einen ablenken Geruch bringen und vor den Leuten klein d lächerlich machen. Derselben wenn du einem die

erwägen, was sie mit ihrem Sträuben wohl gemeint hat. In keinem Falle aber wird in heutiger Zeit dich eine allzuharte Strafe treffen. Denn jedenfalls wird das Mädchen hübsch gewesen sein, und du kommst mit mildernden Umständen und einer kleinen Geldbuße davon. In den barbarischen Zeiten des Mittelalters freilich hättest du in manchen Gegenden zur Strafe das Mädchen heirathen müssen.

Der wohlwollende Leser hat hiermit wohl hinlänglich Mittel und Wege kennen gelernt, wie er einen anderen an seiner Ehre kränken kann, und wird nun ungefähr wissen, wie eine Ehrverletzung äußerlich aussieht. Das ist aber nicht genug, sondern er muß auch das Innere betrachten und nachsehen, ob ihre richtige Seele darin steckt, das ist der sogenannte „animus injuriandi“, denn oft sieht Etwas aus, wie Beleidigung, ist's aber nicht, weil es dir nicht im Traume eingefallen ist, hast vielmehr auf ganz etwas Anderes hingezielt, zum Beispiel bloß wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen beurtheilen wollen, oder deine Rechte als Mensch, Bürger, Vater, Erzieher, Beamter ausüben oder sonst berechnete Interessen wahrnehmen und dergleichen mehr. Hier nun kommt Alles auf die Umstände an, aus denen man sehen muß, was du eigentlich gemeint, und ob du das Bewußtsein gehabt hast, Eimen in seiner Ehre zu verletzen. So zum Beispiel: Einen guten Freund kannst du allenfalls einen „Dummerjan“ nennen, weil er erstens dein guter Freund ist, und zweitens du ihn seit Jahren genau kennst, aber es würde sehr befremden, wolltest

du an der Gasttafel einen Unbekannten so anreden, obgleich er dir noch gar nicht vorgestellt ist, und du noch gar nicht wissen kannst, wie er eigentlich heißt. Deinem Bubem, der sich als grundsätzlicher Gegner des Schulzwangs bekennt und greimt des Morgens und strampelt und will durchaus nicht in die Schule, dem kannst du meinetwegen durch einige Hiebe auf das Sitzfleisch den Segen des Schulzwangs klarmachen, es würde sich aber kaum billigen lassen, wenn in einer Gesellschaft darüber gestritten wird, ob Schulzwang oder nicht, und du wolltest deinen Gegner durch dasselbe Mittel von der



Unhaltbarkeit seiner Ansicht überzeugen. Etwas Anderes ist es, wenn du eine Dame eine „Spitzbübchen“ nennst und du willst ihr damit nur durch die Blume andeuten, sie habe dir dein Herz geraubt, und wieder etwas Anderes, wenn du ihr dadurch ausdrücken willst, sie habe Sachen von wirklichem Werth, z. B. Geld gestohlen. So darf man für gewöhnlich auch keinen einen „Dummkopf“ oder „Einfaltspinsel“ nennen; wenn aber zwei Professoren darum streiten, ob im Schilde des Achilles die Wunden erhaben waren oder vertieft, und einer nennt den anderen im Interesse der Wissenschaft einen „Dummkopf“, natürlich mit der von ihrem

Ein solches heißt Noalinjurie, denn sie ist reeller, kostet aber auch mehr. Unhaltbarkeit seiner Ansicht reden. Natürlich, wenn sie nichts dagegen hat, so das deutsche Reich auch nichts dagegen und die die ist einfach, denn volenti non fit injuria. Wenn dir aber Schwierigkeiten macht, so macht sie auch Juristen welche. Freilich der Anfänger wird gleich appen und rufen: „dann ist es eine Beleidigung“, er weit gefehlt. Denn oft denkt ein Mädchen: ein Wehren reizt das Begehren, und der erfahrene ritz weiß das auch. Er wird also nicht sogleich den ab über dich brechen, sondern erst gründlich die Physiologie der Frauen studiren und alle Umstände reiflich

erwägen, was sie mit ihrem Sträuben wohl gemeint hat. In keinem Falle aber wird in heutiger Zeit dich eine allzuharte Strafe treffen. Denn jedenfalls wird das Mädchen hübsch gewesen sein, und du kommst mit mildernden Umständen und einer kleinen Geldbuße davon. In den barbarischen Zeiten des Mittelalters freilich hättest du in manchen Gegenden zur Strafe das Mädchen heirathen müssen.

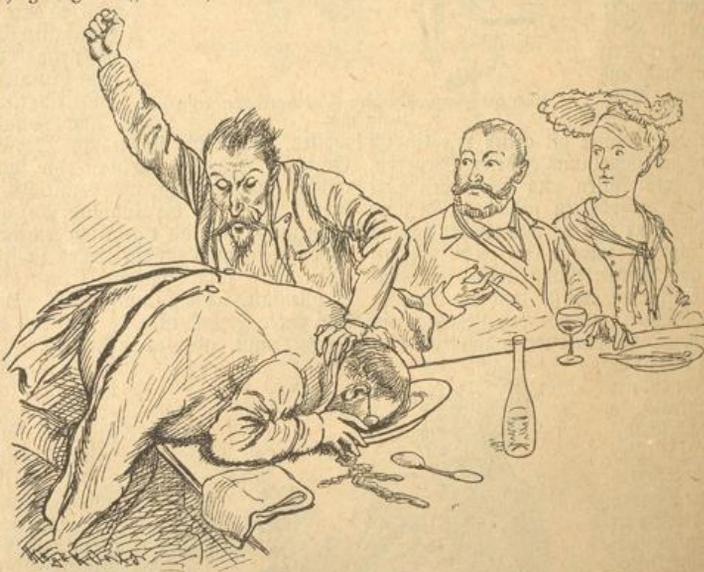
Stande zu erwartenden gebildeten Umschreibung, so wird kein einsichtiger Richter Etwas dagegen haben. Dergleichen einem Kellner, der dich nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit bedient, an welche du gewöhnt bist, und dir dein Bier nicht hurtig genug bringt, dem magst du, um ihm gute Sitten beizubringen, einige „Tölpel“ oder „Flegel“ an den Kopf werfen, denn das ist vornehm und gebildet, und braucht Keiner zu wissen, daß du zu Hause gar keine Bedienung hast, außer einem Stiefelknecht. Auch bei den Wahlen darfst du den Kandidaten der Gegenpartei so malen, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm annimmt, denn es dient zum Staatswohl und die Gegenpartei macht es nicht anders, sondern streicht dir deinen Kandidaten auch so an, daß ebenfalls kein Hund ein Stück Brot von ihm mag, dergestalt daß, wer die beiden nur aus den Schilderungen ihrer Gegner kennt, sie leicht mit einander verwechselt und ihm die Wahl schwer fällt.

In allen diesen Fällen kann man dir Nichts anhaben, weil du nur berechnete Interessen wahrnimmst, und kommt es nicht einmal darauf an, ob die Interessen deine eigenen sind und deiner Angehörigen, oder Dritter. So zum Beispiel, du sehest in die Zeitungen: „Ich warne Jedermann, meiner Frau etwas zu borgen, da ich meine eigenen Schulden nicht bezahle,“ so gehst dich eigentlich die Sache gar nichts an, denn wenn du deine eigenen Schulden nicht bezahlst, so kann kein Vernünftiger verlangen, daß du für die Frau zahlst, aber es ist doch hübsch, daß du so uneigennützig das arglose Publikum vor Schaden hüten willst.

Eine gute Entschuldigung ist es auch, wenn du sagen kannst, du habest mir gescherzt. Aber diese Ausrede hilft nicht immer, sondern je nachdem. Denn dann und wann darf sich auch ein gefester Mann einen Spaß erlauben, auch wohl einmal über einen Anderen einen schlechten Witz machen, namentlich wenn der Witz gut ist und nicht böse gemeint. Aber deine Spässe sind nicht Jedermanns Spässe und mit manchem Spaß soll man einem vom Leibe bleiben. — Zum Grempel: Du überraschest dein Mädchen aus Versehen beim Ankleiden und weil sie dich nicht gleich bemerkt, kriegst du Kourage und gibst ihr einen herzhaften Schlag auf die bloße Schulter, so ist nichts weiter dabei und es wird euch beiden Spaß machen. Wenn du Einem aber eine Maulschelle gibst, und es macht dir Spaß, dem Andern aber nicht, so ist das schon kein Spaß mehr, oder ein schlechter. Als daher ein Gelehrter auf seine Frage, ob das Spaß sei oder Ernst, zur Antwort erhalten hatte: „Ernst,“ so sagte er, „dann ist es

gut, denn solchen Spaß würde ich auch nicht verdienen haben“ und hatte damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn diese Art Spaß braucht sich kein Mensch gefallen zu lassen und soll es auch nicht.

Bei aller unserer Vorliebe für die Injurie herrscht doch merkwürdigerweise eine große Abneigung gegen ihre Strafe, und ist es entschieden ein lange und lebhaft gefühltes Bedürfnis, eine Form zu finden, die der Betreffende zwar aufs Blut gekränkt und in den Augen Aller auf's Höchste lächerlich und verächtlich gemacht wird, der Staatsanwalt und der Richter aber gar nichts weiter daran finden können. Deshalb haben es auch die größten Geister des Jahrhunderts nicht unter ihrer Würde gehalten, sich an der Lösung dieser Aufgabe zu versuchen. — So zum Beispiel ist folgende Fassung vorgeschlagen: — „Der ehrenwerthe Abgeordnete für Schelmhausen ist geheißen worden, er auf dem Markt einer armen Bauernfrau das Portemonnaie aus der Tasche gezogen hat, dann in der Schänke gegangen ist, und das Geld sofort vertrie-



Es würde sich kaum empfehlen, wenn du deinen Gegner durch dasselbe Mittel von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht überzeugen wolltest.

melt hat. Ich bin aber weit entfernt, das anzunehmen, das höchst achtbare Mitglied für Schelmhausen das Portemonnaie gestohlen habe, denn über diesen Verdacht ist er durch seine Stellung als Abgeordneter natürlich erhaben. Diese Form ist vielleicht weniger Entwidlungsfähig, aber der unmerkliche Vorzug wird aus dem Obigen schon erhellen, daß er zur Befriedigung damit vor dem Richter nicht immer Glück haben dürfte, und man sich lieber nach anderen Mitteln umsehen. — Ein

ches Mittel ist es nun, wenn er sich in den Landtag oder in den Landtag wählen läßt. Dort nämlich braucht er die Worte nicht auf die Goldwaage zu legen, kann vielmehr sprechen wie ihm der Schnabel gewohnt ist und kräht kein Hahn und kein Staatsanwalt nach. Denn eine Zufluchtsstätte müssen die Injurien haben, wo man sie schont, damit nicht durch planlose Verfolgung sie am Ende ganz und gar ausgerottet werden.

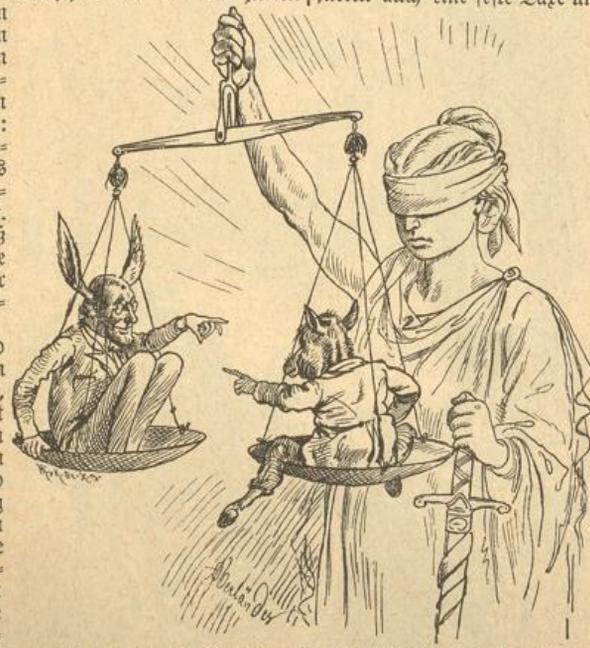
Ein zweites Mittel ist, wenn du dem Andern, den du ihm zu sagen hast, unter vier Augen sagst. Denn wenn du leugnen willst, was freilich nicht Jedermann Sache, so muß er es dir beweisen und kann es nur durch Zeugen. Aber dies Mittel ist bedenklich und hat seine zwei Seiten. Denn wenn du Einem die Wahrheit sagst, so ist meistens bei dem, der sie hören soll, die Wahrheitsliebe viel geringer als bei dir, und er ist selten unbefangen genug, die Achtbarkeit deiner Beweggründe anzuerkennen. Daher oft, wenn du denkst, es ist gut, daß keine Zeugen hier sind“ und willst eben-

legen, ihm gehörig den Kopf zu waschen, so denkt der Andere auch, „es ist gut, daß wir keine Zeugen haben“ und haut dir plötzlich hinter die Ohren und reißt dir deine Rede mitten in Saße, ohne erst den untt abzuwarten, so daß du leicht vergiffest, was du gentlich hast sagen wollen. Weshalb denn viele es vorziehen, sich schriftlich auszusprechen, und Freunde freimüthiger Offenheit sich namentlich gern die anonyme Briefftellerei mit verstellter Handschrift verlegen, wo durch keinerlei egoistische Besorgnis der freie Fluß der Gedanken gehemmt wird. — ein weit davon ist gut vor'm Schutz und der Wuth nicht im quadratischen Verhältnis zur Entfernung n der Gefahr. In dieser Hinsicht hat auch das Telephon eine große Zukunft, wenigstens will man gleich den ersten Versuchen bemerkt haben, daß es vorzugsweise Injurien beförderte. Freilich lassen sich zurit durch Briefe und Telephon nur Verbalinjurien ermitteln und wenn schon manchmal ein rüfteter Vater denief an seinen ungehenen Sohn mit den Worten begonnen hat: „daß ich Prügel schreien könnte.“ so ist diesher doch nur ein frommer Wunsch geblieben. Hoffen wir indes, daß ere erfindungsreiche bald auch in dieser Richtung die nöthige Abse schaffen werde. Noch ein anderes und des Mittel ist es, wenn dich überreilt hast, du gleich hin gehst zu den Anderen um Verzeihung bittest. Denn Ehrentränkung wird auf seinen Antrag Kraft, und wenn du dabei gute Worte sagst, daß er die schlechte vergesse, und zahlst netwegen noch eine Mühe in die Armenen, so thut er's und es euch beiden wohl dem der sein Unrecht abbittet, und dem, der es verit, und die Armen haben auch etwas davon. Manchmal bleiben Ehrverletzungen auch straffrei, sie auf der Stelle erwidert sind. Denn haben zwei schon gegenseitig abgestraft, und das Substitutionsexempel geht ohne Rest auf, so ist der Richter Mühe überhoben. Die Erwiderung muß aber ort und Schlag auf Schlag geschehen. Wenn sich er Einer über deine großen Ohren lustig machen und sagt zu dir: „Mein Herr, für einen Menschen haben Sie merkwürdig große Ohren“ und du wortest ihm auf der Stelle und ohne dich zu beugen: „Und Sie, mein Herr, haben für einen Esel merkwürdig kleine.“ so wird sich der Richter über deine Unbesonnenheit freuen und dich laufen lassen. Das weitaus beste Mittel aber um der Strafe zu gehen, ist, wenn du dich auf Beleidigungen überst gar nicht erst einlässest und lieber fortgehst, wenn anfängt: „Vor Beleidigungen hütet eure Zungen,“

sagt schon der Kinderfreund. Und Freiligrath warnt ebenfalls eindringlich davor mit den schönen Worten:

Und hütet deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt,
O Gott, es war nicht böse gemeint,
Der Andere aber geht und klagt,

nämlich entweder beim Staatsanwalt, oder direkt beim Richter, je nachdem der Fall größer ist oder kleiner, was dir aber auf alle Fälle nur höchst unangenehm sein kann, da es leicht möglich ist, daß du verspielt. Was nun die Strafe anlangt, so besteht dieselbe in heutiger Zeit in Geldbuße oder Haft oder Gefängnis; jedoch hast nicht du zu wählen, sondern der Richter wählt statt deiner. In früherer Zeit erhielt die Geldbuße der Beleidigte und wer die Injurie hatte einstecken müssen, durfte dafür auch das Geld einstecken. Da aber solches Geld schmutzig ist, so nimmt es jetzt der Staat. Früher hatten die Injurien auch eine feste Taxe und wenn z. B. ein „Dohse“



„Mein Herr, für einen Menschen haben Sie merkwürdig große Ohren.“
„Und Sie, mein Herr, haben für einen Esel merkwürdig kleine.“

2 Thlr. galt, so kostete ein „Esel“ 3 Thlr. und so verhältnismäßig. Weshalb auch jetzt noch Viele meinen, eine Ohrfeige koste immer 5 Thlr. Das ist aber nicht richtig, denn heutzutage kostet eine Ohrfeige manchmal mehr und manchmal weniger, je nach Angebot und Nachfrage. Der alte bestimmte Tarif hatte aber viel Gutes. Man konnte sich nach seinen Verhältnissen einrichten und wußte, wie weit man gehen durfte. Auch wenn man einmal kein Geld bei sich hatte und wollte einem Anderen Etwas zuwenden, so brauchte man nur zu ihm zu sagen: „Sie dünner Dohse, Sie Esel,“ so war das so gut wie ein Wechsel über 5 Thlr. Gab man ihm dazu noch eine Ohrfeige für 5 Thlr., so machte es netto 10 Thlr. Veraltete Straf-

formen sind auch der Widerruf und die Abbitte. Hattest du zum Exempel Eimen beleidigt und ihm gesagt, er habe das Pulver erfunden, so müsstest du widerrufen und sagen, er habe das Pulver nicht erfunden. — Abbitte mußte noch Lichtenberg thun. — Er fastete sich aber kurz. Denn da der Beleidigte ihn mit einer großen Gesellschaft erwartete und gedachte, durch einen Schmaus die Versöhnung zu feiern, so wollte Lichtenberg nicht mitessen, weil er gerade keinen Appetit hatte, steckte also bloß seinen Kopf durch die Thüre des Saales und sagte: „Verzeihen Sie“, nicht anders, als wenn er sich in der Thür geirrt hätte.

Hiermit glaube ich dem Leser so ziemlich das Ganze der Injurien mit groben Zügen dargestellt zu haben. Aber mit der bloßen Wissenschaft ist es nicht gethan, vielmehr soll der deutsche Bürger als Schöffe und Geschworener selber das Recht finden und muß bei Zeiten bemüht sein, sich in der praktischen Anwendung der Theorie zu üben. Der scharfsinnige Leser wolle

sich daher erst noch ein Weilschen hinsetzen und über folgende Fälle nachdenken.

1. Fall. Ein Mann hatte bei einem Photographen sein Bild bestellt, wollte es dann aber nicht abnehmen, weil er nicht im Geringsten getroffen und gar nicht zu erkennen sei. Der Photograph fügte nun dem Bilde noch zwei Ochsenhörner am Kopfe hinzu und stellte es in sein Schaufenster. Nunmehr erkannte der Mann das Bild auf der Stelle als das seinige und klagte wegen Beleidigung.

Hatte der Mann Recht oder der Photograph?

2. Fall. Als ein Eisenbahnzug eben abfahren sollte, lief ein Herr an demselben entlang und schrie: „Meier, Meier.“ Als bald erschienen an allen Fenstern Leute, welche die Köpfe heraussstreckten und riefen: „Hier.“ Ungerlich gab der Herr dem Nächsten, der ihm zur Hand war, eine Maulschelle, worüber großer Wortwechsel entstand und der Stationsvorsteher herbeigerufen wurde. Dieser fragte den Geschlagenen, ob er Meier hieße, und als derselbe verneinte, erklärte er: „dann geht sie die Sache ja eigentlich gar nichts an“ und entfernte sich.

Hatte der Stationsvorsteher richtig entschieden?

3. Fall. Ein genialer Arzt wurde häufig zu einem jungen und reichen Patienten geholt, dem aber eigentlich Nichts weiter fehlte, als daß er furchtsam und verweicht war und sich alle möglichen Leiden einbildete. In einer Nacht wurde der Arzt wiederum gerufen und fand den Kranken, der sich nicht rühren konnte und schon zu sterben vermeinte. Derselbe schilderte dem Arzt seine schrecklichen Zufälle und schloß mit der kläglichsten Bitte: „Können Sie mir noch helfen, Herr Doktor, so thun Sie es und sagen Sie mir ein einziges tröstliches Wort!“ „Esel,“ sagte der geniale Arzt und ging. Der Todkranke aber stand auf und wandelte.

Ist eine derartige Verwendung des Esels zu medizinischen Zwecken gestattet?

Wer einen dieser Fälle richtig löst, soll ehrenvoll, wer zwei, noch ehrenvoller genannt werden. Wer aber richtige Lösungen aller dreier einsendet und 200 Mark beifügt, den wollen wir in diskreter Weise zum Doktor ernennen, die 200 Mark aber dem Reichswaisenhaus übermitteln.

Deutsch und Böhmisches.

In Böhmen gibt es bekanntlich nicht nur die berühmtesten „böhmischen Dörfer“, sondern auch böhmische Städte, z. B. Prag an der Moldau, und ist sogar die Hauptstadt Böhmens. Hat 190,000

Einwohner, darunter viele Deutsche, und unter den Deutschen einen, der hieß Fritz Meier, war ein Schusterjunge aus Leipzig, und in Prag in der Lehre beim Schuhmachermeister Przemsl, einem Stodböhmern, wie man schon an dem Namen sieht. „Deutsches Brüder“ und „böhmisches Brüder“ sind aber, wie man weiß, sehr feindliche Brüder, und wenn ein Schusterjunge schon im Allgemeinen die Bestimmung hat von seinem Meister gepufft zu werden, so ist dies insbesondere der Fall bei einem deutschen Schusterjungen und einem böhmischen Meister. Nun war aber Herr Przemsl ein ganz besonderer Deutschen-Hasser, noch über den hergebrachten National-Haß hinaus, und unter seinen zahlreichen Gefellen und Lehrlingen hielt er sich immer wenigstens einen Deutschen, um des Vergnügens Willen von Zeit zu Zeit einen Deutschen ungestraft prügeln zu können. Unser Fritz machte sich zwar nicht



Bist halt auch a Böhmi!

so sehr viel aus dem böhmischen Prüfen und Kopfnüssen, er war so gewohnt von zu Hause her, denn er entstammte einer uralten Schusterfamilie, und sogar die Bekanntschaft mit dem böhmischen Knecht brachte ihn nicht aus der Fassung, nur verabredete er dann jedesmal die doppelte Portion Prügeln einem seiner böhmischen Kollegen, was er aus dem Deutschen in's Böhmisches überlesen" nannte. Ueber Eines aber war unser Fritz tief entrüstet: sein Meister war nämlich ein ganz gemeiner Kerl. Daß er ihm die Trinkgelder vergönnte, die es hie und da absetzte, wenn Fritz den Kunden neue Stiefel oder Schuhe bringen hatte, und daß er dem Meister die Trinkgelder abliefern mußte, das ist eine Gemeinheit, welche den meisten Schuhmachermeistern eigen ist, daß aber Herr Przemsl dem Fritz jedesmal wenn er von einem solchen Ge-

schäfts-gange" nach Hause kam, die Taschen unterwies, ob er keine Trinkgelder unterschlage, das erklärte Fritz für eine ganz besondere Gemeinheit. „Meister“, rief der Fritz in sittlicher Entrüstung, „ich bin ein deutscher Junge, und kein Spitzbube, Ihr brauchet mir nicht die Taschen zu visittiren!“

„Spitzbuben seid Ihr Alle“, schrie Herr Przemsl auf Böhmisches. „Jeder Lehrling ist ein Spitzbube, das muß ich wissen, bin auch einmal Lehrling gewesen!“ Und zur Bekräftigung der Wahrheit seiner Ausfagen gab er dem Fritz eine Ohrfeige.

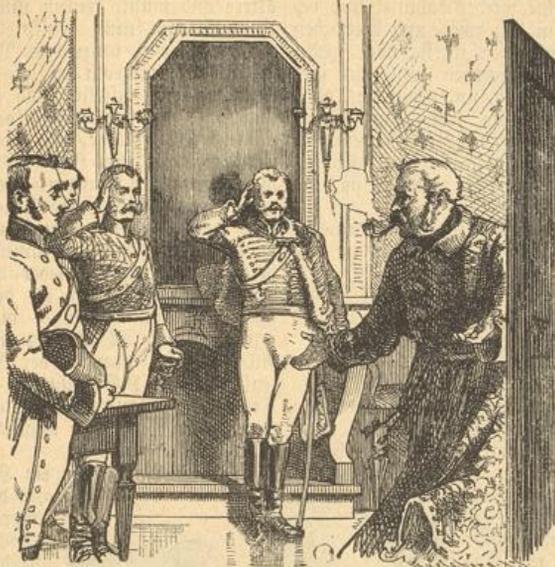
An einem Samstag hatte Fritz eine große Anzahl von Kunden zu bedienen gehabt, meist vornehme Häuser auf dem Gradschin und in der Josefstadt, es hatte Trinkgelder gerechnet und mit wohlgefüllter Tasche kehrte er über die steinerne Moldaubrücke zurück, die

mit dem Bilde des heiligen Nepomuk geziert ist. Fritz war ganz besonders guter Laune, denn auf dem Prädichin hatte es eine Prügelei zwischen deutschen und böhmischen Schusterjungen gegeben, bei der er sich ertheiligt und zu Gunsten der Deutschen den Aus-

schlag gegeben hatte. Und dann war Morgen Pfingstsonntag; Pfingstsonntag, der ganz in gehörte Pfingstsonntag, an welchem bei Herrn Zamsl nicht gearbeitet und nicht geprügelt wurde. In Festtag ohne Prügel, ver auch ohne Geld. Fritz hatte zwar die Tasche voll, ver das gehörte dem Meister und . . . Aber alte der Alte nicht geht, alle Lehrlinge seien pitzbuben, und er sei selber einer gewesen? Und unsern Fritz trat der ersucher. „Ist es dem eigentlich ein Unrecht, wenn ich einen kleinen Theil von dem behalte, was doch die guten Meistern mir, mir und nicht dem Meister geschenkt haben? Nur so viel um eine Fahrt auf der Moldau machen und im Kar-

sonst, sein kleiner Schatz war fort. Da stellte sich, die Hände in die Seite gestützt, der deutsche Junge mit verachtender Miene vor den böhmischen Heiligen und rief: „Bist halt auch a Böhmi!“

Wenige Wochen darauf war Fritzens Lehrzeit beendet, und nach Empfang seiner letzten Prügel ging er nach Leipzig zurück, wo die Heiligen zuverlässiger sind.



„Meine Herren! Dreck oder von Dreck ist mich ganz Schnuppe!“

renthal ein Glas Ungarwein zu trinken und eine Zigarre zu rauchen. Nein, es ist kein Unrecht!“ rief Fritz und schob trotzig den Hut auf's Ohr. „Halb Part, Meister!“ Aber wie kann er seine Hälfte vor den Meistern retten, der ihm gleich bei der eintunft die Taschen visitirt? Unter diesen ersten Er-

erst nach dem Stammbaum, wenn sie in die Reihen der Deutschen einschlugen. Glacehandschuhe und Lackstiefel kamen erst wieder zur Geltung, als die Herren in Paris einquartiert waren, und mit Glace und Lack kam auch der Adel wieder an's Tageslicht, und mit dem Adel der Hochmuth, und die bürgerlichen Offiziere beschwerten sich bei Blücher über das hochfabrende Benehmen ihrer adeligen Kameraden.

igungen war er vor der Bildnle des heiligen Nepomuk angeht. Da fuhr dem Fritz ein stender Gedanke durch den Kopf, er Heilige schaute so freundlich und wohlwollend auf ihn nieder. Ist er nicht vom König Wenzel der Moldau ertränkt worden, weil er das Beichtgeheimnis nicht rathen wollte? Der Mann, wenn schon auch er ein Böhme, wird auch das Geheimnis und e Paar Zehnerle eines armen Lehrlingen bewahren. Gedacht, getan. Fritz warf einen Blick um sich; Niemand war in der Nähe, nur ein Böhmisches-Bruder-Kausfallenhändler kauerte in einer Ecke und schien zu schlafen. Rasch erborg Fritz seinen kleinen Schatz einer tiefen Falte des herabhangenden Gewandes des böhmischen Heiligen. „Bewahre mir's, unter Nepomuk und habe Dank!“

Das wurmte den alten Haudegen. „Wart“, dachte er, „ich will Euch“, und ließ die adeligen Herren zu sich bescheiden. Er ließ sie lange im Vorzimmer warten, dann trat er unter sie im Schlafrock, die kurze Peise im Munde und sagte: „Meine Herren! Dreck oder von Dreck ist mich ganz Schnuppe!“ drehte sich auf dem Absatz herum und ließ die verblüfften Hochgeborenen stehen.



Bei den Stangensbohnen ist sie noch grausamer.

Am Pfingstsonntag-Morgen warf sich Fritz in seinen höchsten Staat und eilte zu seinem Freund Nepomuk. Doch was ist das? Die heilige Falte ist leer? Mit eberhafter Hast untersuchte Fritz den ganzen Heiligen, als ob er ein Bismarckischer Schutzzöllner wäre. Um-

mag er nicht. Seine Haushälterin, die Kathrine, die auch seinen kleinen Garten besorgt, weiß nun ein Mittel — sie hat's von einem Gärtner —, um den Ertrag der Bohnen möglichst zu vermehren. Es ist zwar etwas grausam, aber in der Beziehung kennt die Kathrine

Ein gutes Stücklein vom alten Blücher.

Dass man Paris nicht in Glacehandschuhen und Lackstiefeln erobern kann, und daß die Preußen, als sie siegreich in Paris einzogen, ziemlich schmutzig ausluden, ist begrifflich, und zwar Offiziere und Gemeine, und den Offizieren konnte man's nicht ansehen, ob sie adelig oder bürgerlich seien. Vorher, in der Schlacht, war auch kein Unterschied, die Adeligen schlugen so tapfer drein, wie die Bürgerlichen, und die feindlichen Kugeln fragten auch nicht

Den Ertrag der Bohnen zu vermehren.

Frische Bohnen und Bratwürste darauf! Ah, dem Hintenden läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn er nur daran denkt. Die eingemachten mag er nicht. Seine Haushälterin, die Kathrine, die auch seinen kleinen Garten besorgt, weiß nun ein Mittel — sie hat's von einem Gärtner —, um den Ertrag der Bohnen möglichst zu vermehren. Es ist zwar etwas grausam, aber in der Beziehung kennt die Kathrine

kein Erbarmen. Nämlich sie läßt die armen Bohnen niemals reif werden, sondern sie pflückt die grünen Schoten ab, ehe sie kaum halb reif sind. Der Bohnenstock versucht es zwar immer wieder auf's Neue und treibt Blüten und Schoten: „Ich will doch einmal sehen, ob ich keine davon bringe.“ Aber er bringt keine davon, gleich ist die Kathrine wieder dahinter und betrügt so den Bohnenstock um den zwei- und dreifachen Ertrag. Bei den Stangenbohnen ist sie noch grausamer. Wie die Bohne höher werden will als ihre Stütze, haut sie ihr den Kopf ab, und behauptet, ohne Kopf leiste der Stock mehr, als mit Kopf, er sei „fürnehmer“. Und es ist auch so. Und warum soll es bei den Bohnen nicht auch möglich sein, giebt es doch sogar bei uns Menschen Stöcke ohne Kopf, die „fürnehmer“ sind.

Aber fleißig begießen muß man sie, namentlich bei heißem trockenem Wetter; aber die Blätter nicht naß machen.

Auf und nieder.

Eine Wäldergeschichte.

I.

Der reichste Bauer von Vorder-Heidelmoos war ohne Frage der Heiberibauer Josef Wehrle und da er der reichste war, natürlich auch der geachtteste. Sein Wort galt nicht allein in seiner Heimatgemeinde, sondern auch in der benachbarten Kreisstadt, wohin ihn öfter der Holzhandel führte. Der Bürgermeister erholte sich Rath's bei ihm, der Bezirksbeamte befragte ihn in mancher Angelegenheit, und beim Banquier, mit dem er seine Geldgeschäfte machte, hatte der Heiberibauer mehr Kredit als mancher vornehm thuende Fabrikant. Wie gesagt, geachtet war der Wehrle, ob er aber geliebt war, das ist eine andere Frage.

Der jüngste Sohn eines reichen Hofbauern, hatte er nach dem auf dem Walde gültigen Erbrecht den Hof erhalten und seine Geschwister, einen ältern Bruder und zwei Schwestern ausgekauft. Dabei war es nicht ohne Hader und Streit abgegangen. Die Geschwister erklärten sich öffentlich für übervotheilt und der Bruder war in bitterem Grimme geschieden, in die französische Fremdenlegion getreten und dort verschollen. Die zwei Schwestern lebten noch in ziemlich dürftigen Verhältnissen, der Heiberibauer kümmerte sich nicht um sie — seit der Theilung hatten sie sein Haus nicht mehr betreten.

Ob man ihn liebte oder nicht, das war dem Sepp ganz einerlei, aufrecht und stolz ging er seiner Wege, was scheerte er sich viel um die Meinung der Leute. Er wußte recht gut, daß er manchen Gegner hatte, es wurde ihm auch manches zugetragen, er lachte verächtlich darüber, er haßte keinen d'rum — nur mit einem Einzigen machte er eine Ausnahme und wenn dessen Name nur genannt wurde, röthete sich sein Gesicht und sein Fuß stampfte den Boden. Merkwürdigerweise war dieser Gegenstand des Hasses ein Mann, der eigentlich weit unter dem reichen Hofbauer stand, ein armer Teufel, der von dem Gnadengroschen des

Staates und dem magern Brote der Gemeinde lebte, es war der „Säbelthummi“, der Ortspolizistener.

Der Säbelthummi (Säbelthomas) war vor vielen Jahren ein flotter Soldat gewesen und aus dieser Zeit datirte sich das Zerwürfniß mit dem Wehrle. Auch der Thummi war eines Hofbauern Sohn, aber der ältere und mußte seinem jüngern Bruder weichen. Im Unmuth, um nicht seines Bruders Knecht sein zu müssen, war er unter das Militär gegangen und war bei den Grenadieren in der Residenz der stattlichsten einer, er war anstellig und brauchbar, weshalb man ihm bald die goldenen Borden des Korporals annähte. Als solcher kam er einmal beim in Urlaub und lernte auf einer Hochzeit, wo er der flotteste Tänzer war, eine reiche Bauertochter kennen — das Maiehl vom Brennhof. Beide gefielen einander und waren bald einig, daß sie zusammengehörten. Der Thummi wollte seinen Abschied nehmen, sich noch ein halb Jahr bei seinem Bruder wieder einschaffen und dann auf den Brennhof ziehen zu des Maiehl's Eltern. Es konnte ja nicht fehlen — die Eltern waren schon des jahrt und das Maiehl das einzige Kind. Es war alle Alles richtig, aber — der Mensch denkt und Gott lenkt, heißt das Sprichwort, diesesmal hat's aber der Teufel des Bauernstolzes und der Habucht geleitet und zwei Menschen unglücklich gemacht auf ihrem Lebtag.

Maiehl's Vater war ein Hofbauer, demnach mußte auch der Schwiegerohn ein Hofbauer sein. Geld sucht Geld, das ist ächte Wälderlogik.



Der arme Thummi hatte selbst sein Glück bei dem hartköpfigen Alten versucht, ward aber höhnisch abgewiesen.

Mochte das Maiehl sich die Augen aus dem Kopfe reimen. Vater und Mutter waren unbarmherzig und besonders die Mutter, die auf alle Vitten ihrer Tochter nur die ständige Antwort hatte: „I ha un kein bessere Schick g'ba.“ Der arme Thummi hatte selbst sein Glück bei dem hartköpfigen Alten versucht, ward aber höhnisch abgewiesen. „Er könn mit si un Kunnmiß sölli allein fertig werden un zum Schnöpspolitere brummt er sei Wib.“ Ein anderer Kreuze fand sich bald — es war der Heiberibauer und der war

dem Alten eben recht. Freilich protestirte das Maiehl, aber was half's. — Hunger und Prügel sind gute Befehrer und ehe ein halbes Jahr herumging, war eine große dreitägige Hochzeit mit Nudelsuppe, Hammestrümpf, Kraut und Knöpfle, Tanz und Musikanten — auch eine gehörige Keilerei fehlte nicht — und das Maiehl war Heiberibauerin.

Vom Thummi hörte man im Dorfe lange Nichts, er ließ sich nimmer sehen. Er war mit seinem Regimente nach Holstein gezogen und hatte ja Niemand in der Heimat, der Interesse an ihm nahm außer dem Maiehl, der ihm Briefe schreiben konnte er nicht schreiben. Endlich kam durch Soldatenbriefe die Nachricht ins Dorf, der Thummi sei im Sundewitt bei Albersap schwer blessirt worden und liege im Spital; nach einiger Zeit hieß es, eine Dänentugel habe ihm den linken Arm zerhmettert und er sei als Invalid entlassen. So war es auch. Mit ein paar Gulden Pension, einer silbernen und einer kupfernen Medaille kam der Arme nach Hause — nein, nach Hause nicht, er

jaß ja keines, und der Bruder, bei dem er die ersten Tage wohnte, erklärte ihm rundweg, er könne nur Leute brauchen, die gehörig arbeiten, keinen „geflügelten Stumpärmel“, er möge sich baldthunlichst um eine Unterkunft umsehen. Das that der junge Krüppel, er in berechtigtem Soldatenstolz Niemandem zur Last allen wollte, wohl fleißig. Es eröffnete sich ihm manche Aussicht, aber wenn er meinte, er hätte ein „Böfste“, so hatte es ein Anderer erwirkt. Da starb plötzlich der alte Ortspolizeidiener und der Bürgermeister fragte halb im Scherz den Thummi, ob er eine Stelle annehmen wolle, sie trage freilich nur 40 fl. und eine Wohnung in einem Häuschen, das der Gemeinde gehöre. Zur Verwunderung des Bürgermeisters grüßte der Thummi gleich zu. Der arme Teufel hatte satt einen Unterschlupf zu suchen und griff nach dem trothalm, er hing den alten Korbsäbel des Ortspolizeidieners über den für ihn zugerichteten blauen Sack und so ward der Thummi zum „Säbelthummi“. Der Säbelthummi bezog alsbald sein Häuschen und war für seine Existenz auch durchaus keine glänzende, so doch noch genügend für einen Menschen von so geringen Bedürfnissen, wie er es war. Seine Pension als der Polizeidienergehalt sowie der Ertrag von einigen Stüchden Feld, welche er mit den paar Gulden Abfindungsgeld, das ihm sein griziger Bruder dlich mit Ach und Krach herausbezahlt, sich angekauft hatte, machte ihm seine geringe Stelle behaglich und ab hatte sich die bleichgelbe Spitalfarbe wieder in ein geuntes Braunroth verwandelt.

Mit dem Maieli kam er nicht in Berührung, er ermißte die reiche Hofbäuerin, nicht daß er einen Haß auf sie geworfen, daß sie nicht standhaft gewesen, es war ein Gefühl des Stolzes, den er trotz seiner Armuth immer noch besaß, das ihn zurückhielt. Mit dem Heirathbaren dagegen kam er durch seinen Dienst öfter in Berührung und gegen den, welcher seinen Prozenhochthum bei jeder Gelegenheit ihm gegenüber heraushing, wüßte sich sein Gemüth bis zur Erbitterung, und die ihm der Wehrle verhehlte seinen Haß dem frühern ebenbüthler in keiner Weise.

So ging etwa ein Jahr herum, da mußte einmal der Säbelthummi einen Dieb und Landstreicher, den er dingfest macht, in die Kreisstadt abliefern. Dort traf er seinen alten Feldwebel, der eine gute Stelle als Gefangenwärter erlangt hatte und im richtigen Schmalzhaften B. der lud den alten Kriegskameraden zum Essen und da mußte er erzählen, wie es ihm gehe und was treibe. Thummi lobte seine Stelle und erzählte, daß ihm der Feldbau einen ziemlichen Ertrag abwerfe, trachte heuer habe er wieder eine treffliche Kartoffelnte gemacht.

Lachend meinte der dicke Feldwebel, da könnten sie den Handel mit einander abmachen. Da er die Verlegung der Gefangenen zu besorgen habe, so brauche immer ein paar Duzend Zentner und da gönne er in Verdienst am liebsten einen alten Kameraden; da es Herbstwetter so schön und er gerade Zeit habe, so solle er die nächsten Tage selbst nach dem Heidelberg kommen, bei der Gelegenheit sehe sein Porle auch einmal den Wald.

Das Porle aber war die schwarzäugige Tochter des alten Feldwebel, ein Residenz- und Soldatenkind, welches die erste und zweite Kapitulation schon ausübdient hatte und sich jetzt in dem alten Gefängnisbau für vereinfant fühlte. Früher hatte es freilich große Hofnungen in Sack gehabt und hoch hinausgewollt, jetzt aber war es an dem Punkte angelangt, an welchem es

heißt: „Wenn's nur Einer ist — er ist immer besser wie Keiner!“ Ach — der Säbelthummi war freilich besser wie Keiner, er war für das Kapitulantenorle viel zu gut.

Warum mußte auch, als der Feldwebel mit dem Porle nach dem Heidelberg kam, gerade der Heibersepp mit dem blaffen Maieli neben sich im flotten Charabank in gestrecktem Trabe am Thummi vorbeifahren und noch höhnisch mit der Peitsche knallen, daß dem armen Krüppel der wilde Zorn und der bittere Haß zum Herzen stieg, so daß er beim Mahle mit dem starken Glotterthaler ein über das andere Mal anstieß, warum war das Porle so zuthunlich und sagte ihm, wie gut er's haben könne, wenn er nur wolle und die dicke Feldwebel nicht dazu und stieß wieder an — warum war dies Alles? Es war des Säbelthummi's Verhängnis, daß es so kam und dem kann Niemand entgehen, nicht einmal ein Ortspolizeidiener. Ach Gott, so wurde der Thummi Bräutigam und in vier Wochen darauf, als die Papiere da waren, war die Hochzeit, aber ohne Nudelsuppe, Spielleute und Keilerei.

Wenn schon in einem Wälderdorfe, wo die Höfe Viertelstunden weit auseinanderstehn, auch keine Spiegel an den Fenstern angebracht sind, durch die man Gasse auf, Gasse ab Alles beobachten kann, wenn die Mägde sich auch nicht morgens bei der Milchhändlerin und abends an dem Brunnen zum „Ständele“ versammeln, wenn die Hausfrauen keine Kaffevisiten mit Vanillezopf und englischen Bisquit's abhalten, geklatscht wird doch und es kommt Alles heraus und wird klein gemacht.

So auch im Vorderheidelberg. Ueber das Leben der beiden uns bekannten Familien wurde Manches in der Spinnstube und am Wirthstische erzählt und leider nicht viel Gutes — nur traf es in den beiden Ehen verschiedene Theile. Beim reichen Hofbauer war es der Mann, der herhalten mußte. Er sei ein grober, roher, hagenbüchener Bengel, dem das arme Maieli Nichts recht machen könne; wenn er Abends aus der Stadt heimkomme und mit seinen Holzprinzen getrunken habe, daß ihm die Bimfen zum Hals herauswachsen, dann werfe er dem Maieli die alte Geschichte mit dem Säbelthummi vor, „mit dem Ritter vom Schnapsorden“, wie er sich ausdrückte. Die Dienstleute haben das Maieli oft laut jammern hören, er habe es geschlagen und getreten. Es sei eine Schande vor Gott, für so einen reichen Bauern. Das Maieli werde auch immer blasser und blasser und bald werde es Gott zu sich nehmen. Dafür sei's auch eine Strafe vom Himmel, daß er dem Hofbauern seinen Buben genommen und die Ehe kinderlos geblieben sei. So sprachen die Leute über den Heiberbauern! —

Bei den Polizeidienerleuten lautete es Anders. Der arme Thummi hab' sich arg überhuddelt, daß er dem Feldwebel sein altes Vestbed abgenommen habe. Wenn sie auch ein paar Vasen mitgebracht, so werde das bald schleifen gehen, denn sie schaffe Nichts, lasse die Wirthschaft verchlampen und sitze immer in der Stadt. Dabei mache sie dem armen Thummi das Leben sauer, werfe ihm seine niedere Stellung vor und lasse nicht ab von ihm zu verlangen, er solle sich um eine Bedientenstelle in der Residenz bewerben, beim Herrn Baron von Berstein, sie wolle dieselbe ihm verschaffen. Nun ja, — man glaube es wohl, man kenne schon den Grund, darum sei ja die ganze Ehe vom alten Hallunken von Feldwebel eingefädelt worden. So sprachen die Leute über des Säbelthummi's Frau! — Sicher war, das Maieli wurde immer blasser und der Thummi immer wortfarger und finsterer. —

Die Gerüchte verstimmten jedoch wieder so ziemlich, als sich die Nachricht im Dorfe verbreitete, die Polizeibehördenfrau habe einen gesunden Jungen zur Welt gebracht, und als sollten die bösen Zungen im Heidemoss auf einmal zum Schweigen gebracht werden, wenige Monate darauf wurde auch der Heiberbauer mit Nachkommenschaft erfreut — es war aber ein Mädchen. Da gingen die Berichte wieder an. Wie ein Wütherich, erzählten die Dienstleute, habe der Wehrle gethan, als ihm die Hebamme das Mädchen gebracht. Er habe gute Lust und werfe den Krabben in die Rechholderbüsche. „Der Teufel mueß drin si, daß imme Hofbau, wo ein Bueb so nothwendig bruechte, sone Wehrlkrott in d' Wagle chunt — während daß dem Lektlerzüg, was nit z' bise un z'nage het, wie zum Unnuß ein Buebe zuchunt.“ Mit dem arme Maieli hab er erst recht wüßt gethan und es wein' de ganze Tag und hab sie Maidli bi sich.

Nun, in einem hatten die Leute recht prophezeit, das Maieli war blasser und blasser geworden, bis es so durchsichtig weiß war wie feines Kinnen und dann nahm es der Herrgott zu sich. Und auch hier zeigte sich die Nothheit des reichen Hofbauern; gegen allen Brauch auf dem Walde hatte er die Leiche als bald vom Hofe hinabtragen lassen in das kleine Todtenhäuschen am Kirchhof, um sie von dort aus zu beerdigen. „Er mög' seine Leich' im Huus, das Huus sei für die Lebige, die Todte g'höret in Bode, zudem hab er die Hütereie bis obenin satt. Es gab no g'nug unangenehme G'schäfte mit dem Amt und Notari, wo jekt nummen so ne Maidli do sei.“

So lag denn's Maieli in dem stillen Todtenhäuschen am Kirchhof, eine Ampel brannte bei dem Kopfende des Sarges und beleuchtete die weißen Todtenblumen, mit denen die Schulfreundinnen die Leiche geschmückt. Die alte Leichenfrau des Dorfes wachte bei der Todten und der alte Todtengräber leitete ihr Gesellschaft, damit ihr's nicht zu unheimlich werde. Es ging schon gegen Mitternacht, da öffnete sich leise die Thüre und die erschrockenen Wächter glaubten schon an Geisterbesuch, aber es war nur der Säbelthummi. Er hatte seinen besten Rock an und auf der Brust glänzten seine Feldauszeichnungen. „I hab d' Nachtrunde g'macht und do han i no Recht g'seh, dann bin i no do ine gange“ — sagte er, seinen Besuch entschuldigend und seine Stimme zitterte. Dann trat er still zum Sarge, betete eine zeitlang, bengte sich nieder und drückte einen Kuß auf des Maielis bleichen Mund, legte einen Rosmarinweig auf den Sarg und sagte still vor sich: „s het's nit wölle thu.“

Darauf bot der Thummi den alten Leuten leise gute Nacht und schritt seinem kleinen Häuschen zu. Mit der Leiche am nächsten Tage ging er nicht.

Der Tod seiner Frau hatte den Wehrle nicht angegriffen, denn schon nach kurzer Zeit sah er sich nach einer anderen um. So leicht war es denn aber doch nicht — es wollte keine anbeissen, d. h. keine solche wie er sie wünschte, „eini die e recht' Bettziche voll hock'näfige Chronethaler mitbringt.“ Wenn's auch einmal darnach aussah, als käm er zum Ziel, da zogen Eltern

und Verwandte Erkundigungen ein und die müßten immer so ausgefallen sein, daß die Sache wieder rückwärts ging. Arme — ja deren hätte er genug haben können, aber „das ging em ebbe no ab, eine an d' Speckütte z'fesse, daß se numme so wüßte chunt — nein, das wär nit.“ Also ward er maßlos des Suchen's und nahm eine seiner älteren Schwestern in's Haus, damit sie „der chlei Krabb, de Breimarder, hüete chönn, mit dem wöll er nit z'thun ha, ja, wenns ebber 'a Bue wer.“ Um seine Haushaltung kümmerete er sich weniger noch als früher, dagegen war er wüthend auf's Geldmachen aus, fuhr Land auf Land ab im Holzhandel. Dabei machte er neue Bekanntschaften, besonders in städtischen Kreisen, und seine alten Hebmoofer Freunde und Kneipgenossen sah er über die Achseln an.

Der Säbelthummi lebte ruhig seines Dienstes, aber das Verhältnis zu seinem Weibe wurde stets schlechter. Das Forle war tagelang in der Stadt, vernachlässigte den Haushalt vollständig und was das Aergste war, sogar das Kind. Sich selbst ließ der Thummi Alles gefallen, oft war kein Essen gelocht und kein Feuer im Ofen, er nahm's hin als halb verdient, aber des Kindes wegen gab's harte Worte und höhnische Erwiderungen.



Wie ein Wütherich, erzählten die Dienstleute, habe der Wehrle gethan, als ihm die Hebamme das Mädchen brachte.

Nach einer solchen Szene erklärte das Forle ganz deztirt, es habe jekt das Hunger- und Herdäpelleben im Heidemoss satt, der Thummi soune allein polizeibienern, es gehe als Haushälterin in die Residenz zum Herrn von Berstein. Wenn es meinte, es könne damit einen Trumpf aufspielen, da ging es irr. „Gang“, sagte ganz ruhig der Thummi, „gang und nim din Blunder mit, nur's Buebe lascht da.“ Das Forle that dergleichen, als könne es nicht darauf eingehen als Mutter, es war aber recht froh, daß der dumme Thummi das Kind behalten wollte, das ihm doch

nur eine Last war. Also packte es seine Kleider und Siebenachen zusammen, dingte sich noch die Finken von seinem Eingebrachten aus und als der Thummi Alles bewilligt, fuhr es nach der nächsten Station und in die Residenz zum Herrn Baron.

Der Thummi gab das kleine Kind einstreifen zum verwitweten Lehrerin, wo er es jeden Tag ein oder zweimal besuchte, wohnte wieder allein in seinem Häuschen und kochte und handthierte mit seinem einen Arm für sich selbst. Dem Wehrle wich er aus; er fürchtete, es komme einmal der gegenseitige Haß zum Ausbruch und den wollte der ausgediente Soldat vermeiden, aber das Vermeiden half nichts, es war wieder das Verhängnis, welches alle Vorsicht zu Nichts machte.

In der Kreisstadt war ein neuer Oberamtmann eingetroffen und der hielt seine Ortsbereisungen und kam auch nach Vorderheidemoss. Bürgermeister, Gemeindevorstand, Straßenwart, Waldhüter und unser Säbelthummi, der Ortspolizeibienern, empfingen den Gestranten am Rathhaus. Der Bürgermeister stellte die Gemeindevorstandung Mann für Mann vor, als er aber an den Säbelthummi kam, sagte der Oberamtmann: „Halt — den kenn ich besser, wir sind noch alte Kompagniekameraden aus Holstein. Wie gehts, Gaunter, immer wohl auf, ist die dänische Spikfugel nicht zum Welter-

„propheten geworden?“ Der Thummi streckte sich, als sei wieder der rechte Flügelmann vom ersten Zug. „Zu fehl, Herr Oberamtmann, es thut's no — i glaub, mi's Noth thät, i gieng no e mol mit, trotz mim ampärmel — es thät no länge.“ „Ja“, wendete sich Oberamtmann an den Bürgermeister, „ja, der unter ist ein braver Mann, Ihr könnt Euch gratulieren zu so einem Polizeidiener, so gibts wenige. Ich maches mit Ihnen besprechen.“ Die natürliche Eundlichkeit des alten Kriegsgenossen that dem Thummi bl, und mit freudig geröthetem Antlitz sagte er der gewöhnlichen Einladung zu.
Die Dienstgeschäfte des Oberamtmanns hatten sich zögert und so kam es, daß der Wehrle, welcher mit paar seiner Holzprinzen am Mahle Theil nehmen lte, schon mehrere Schoppen von des Adlerwirths stem hintergeschlagen hatte und sich in ziemlich geregter Stimmung befand, als endlich die übrigen chgenossen im Adler ankamen. Heute wollte er es lken lassen, um dem neuen Beamten zu imponiren als lch wollteden, „Schrei- regaliren und hatte dem Zwecke einen rb Champagner aus er Stadt kommen en — er konnte es Als ihn der Wirth achrichtigt, daß die ste haben, begab er mit seinem Gefolge den Speisesaal zu elichem Empfange d um sich den Ehren- ts neben dem Beam- zu sichern.
Er sollte seinen Zweck richen. Der neue Be- te, welchem der reiche hauer als einfluß- her Mann bekannt r, hatte seinen Gruß ndlich aufgenommen n ihn ersucht bei ihm ts zu nehmen. Auf andern Seite sah der Bürgermeister und so dem nge nach die Würdenträger. Sich gegenüber aber te der Oberamtmann einen Stuhl frei gehalten und i Wirths gesagt:
Für den Platz habe ich noch einen Gast — meinen n Kriegskameraden. Ah, — da kommt er eben. nter, hierher — da ist Ihr Stuhl!“
Etwas verlegen trat der Thummi herzu, aber der tmann winkte ihm freundlich. Der Wehrle wurde ertroth und schnappte förmlich nach Luft, seine ath raubte ihm die Worte; endlich brach er los:
Mit dem Bettelvogt sitz i nit am Tisch, daß Ihr's e wisse, Herr Oberamtmann — den Afrunte laß i e nit atue, mag der Burgermeister, der dummi hole, 's halte win'ner will. Ich nit, i thn's nit bini rahl“ und damit schlug er auf den Tisch, daß Gläser d Flaschen wackelten. Der Amtmann war ganz blaß worden und sagte mit schneidender Stimme:
Herr Wehrle — das ist mein Gast und die Be- digung trifft mich.“
Das ich mer eithue, thun was er weunt — lueget, ter luserer Gast, der Herr Bettelvogt mitem Schnaps-

orden, fürcht si selber — er hat gar nit's Herz daher zu sihe.“

Da trat der Thummi, der seither regungslos dage- standen und kein Wort gesprochen, bis an den Rand des Tisches dem Sepp gegenüber:

„Ich und förche! der Ganter het si no nie g'föcht! Ihr hent ick g'föcht, g'föcht wie en fige Hund, Wehrle, g'föcht vor euern todte Wib.“

Das traf. Der Wehrle war todtenblaß und taumelte, er mußte sich am Tische halten. Dann aber brüllte er laut auf, erfaßte den schweren Holzstuhl und stürzte auf den Thummi los, der Amtmann und der Bürgermeister wollten den Wüthenden halten, der aber hob den erfaßten Stuhl hoch auf und schlug mit aller Kraft den vor ihm stehenden Bürgermeister auf den Kopf. Lautlos und blutüberströmt sank dieser zusammen.

Von allen Seiten wurde nun der Heiberibauer gepackt — er konnte sich nicht mehr rühren.

Der Beamte hatte seine Ruhe wieder gefunden. Kalt und geschäftsmäßig sagte er:

„Ortspolizeidiener Ganter, bringen Sie den Hofbauern Wehrle ins Ortsgefängnis und morgen in die Kreisstadt. Den Physikus werde ich gleich schicken — der dienstälteste Gemeinderath übernimmt das Amt des Bürgermeisters. Das war ein trauriges Bild der Nothheit, das wir hier gesehen. Herr Wirth, lassen Sie gleich einspannen!“



„Ortspolizeidiener Ganter, bringen Sie den Hofbauern Wehrle ins Ortsgefängnis und morgen in die Kreisstadt.“

II.

Zwanzigmal hatte das Schneeglöcklein und die Haselwurz an der Halde, die Herbstzeitlose auf der Matte und die Heide auf dem moosigen Hange geblüht. Ansel und Kukul hatten mit lautem Rufe zwanzigmal den

Frühling verkündet, Storch und Schwalbe ihre Winterreise angetreten und auf manches Menschenhaupt hatte die Zeit Schnee gestreut. Zwanzig Jahre sind eine lange, lange Zeit.

Die zwei aber, welche an einem herrlichen Sommerabend beisammen standen, hatten noch wenig vom Wandel der Zeit verspürt, denn gerade so ein zwanzig Jahre alt mochten sie sein. Es war ein prächtiges Paar. Der junge Mann, hochaufgeschossen mit dunkelbraunem Haare, auf den Lippen ein festes Bärtchen, sah in seiner grauen Zuppe wie ein flotter Jägersmann aus, dem kein Ziel zu weit und kein Sprung zu hoch war. Das Mädchen, in seiner städtischen Damentracht, sah allerdings etwas zu zierlich aus gegenüber dem Burschen, aber ein genauer Beobachter hätte in dem lieblichen, rosigen, von blonden Flechten umrahmten Gesichtchen einen Zug von Energie gefunden, der ganz gut zu dem Stutzbart paßte. Die zwei wußten, was sie wollten.

Es sind alte Bekannte und doch ist es nöthig, daß sie vorgestellt werden. Der junge Mann ist der Bauzeichner Thomas Ganter, der Sohn des Ortspolizei-

dieners in Vorderheidelmoos und das Mädchen ist die viel unvorbereite Tochter des steinreichen Holzhandlers, Fräulein Maria Wehrle, des armen Maieli einziges Kind. Die Berge kommen nicht zusammen, aber die Menschen und so hatten sich auch die getroffen und standen heute an der hinteren Gartenthüre einer eleganten Villa in der Kreisstadt.

Ja die wußten, was sie wollten! Sie hatten es aber auch recht nöthig, denn so jung die beiden Leutchen waren, das Leben hatte sie doch schon recht hart angefaßt und die Stunde, in welcher sie sich an der Gartenthüre trafen, war eine herbe und schmerzliche. Es war die Abschiedsstunde — vielleicht für's Leben.

„Morgen in aller Frühe,“ sagte der junge Mann, „morgen in aller Frühe, Maieli, kommt mein Vater und begleitet mich in die Garnison, wo mein Dheim, der Wachtmeister, schon Alles vorbereitet hat — ich komme zu einer Feldbatterie und das verspreche ich Dir, ich will Dir Ehre machen und“ — seine Stimme wurde weich — „erhält mich Gott, wir lassen nicht von einander, mag auch kommen, was da wolle.“

„Darauf verlaß Dich — ich bleib Dein und wenn Du nicht mehr heimkommst, so will ich keinen Anderen. Aber Gott wird Dich schützen, denn Du verdienst es wie keiner. Jetzt müssen wir uns trennen, sie vermissen mich drin und das Herz ist mir schwer genug, heute könnt ich keine Vorwürfe ertragen. Leb wohl, leb wohl.“

Die bitteren Thränen flossen über des Mädchens Wangen und ersticken ihre Stimme, der Jüngling zog sie fest an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen. Sie entwand sich ihm und schlüpfte in den Garten.

Am nächsten Morgen fuhr der junge und der alte Thummi nach der Garnison. Von allen Seiten strömten die Mannschaften herbei, alle Bahnzüge waren überfüllt, aus den fernsten Thälern kamen sie, wohin die Einberufungsordere noch nicht einmal gekommen. Mit lautem Jubel und hellem Sang rückten die braven Bursche ein, es galt ja den Rhein zu vertheidigen, den Rhein, der zu den Füßen ihrer Berge floss, den Rhein, den ihre Lieder besangen und den sie liebten, als wär's ein Stück von ihnen. Herrgott, das war n'e Zeit und dem alten Thummi lief das helle Wasser die Backen herab.

„Das isch doch no schöner, als wo mer nach Holstein sinn, wenn i kei alte, verlodderte Chrippel wär, i gieng no mol mit. Aber, was schwäz i, i gib ja mi Bescht's, mi Alles und das isch mehr, als wann'i selber gieng.“

Der Dheim, des verstorbenen schwarzen Vorles Bröder, empfing die beiden freundlich, — die Soldatenschwäger standen immer gut — und brachte den Freiwilligen, nachdem derselbe untersucht und angenommen, zum Hauptmann.

„Donnerwetter“, meinte der Hauptmann, als er den Rekruten sah, „so nähm ich noch mehr. Einstweilen kommen Sie freilich zu einer Ersatzbatterie, sobald Sie aber auserzärt sind, Gaunter, hol ich Sie — darauf können Sie sich verlassen und dann will ich thunlichst für Sie sorgen.“

So war der junge Thummi Kanonier, und der alte

fuhr mit schwerem Herzen, aber mit gerechtem Vortrost ins heimische Dorf.

Und der große Krieg begann. Siegesnachricht folgte auf Siegesnachricht und auch in den stillen Schwarzwalddhälern donnerten die Böller und — weinte mancher Mutter. Der Thummi war längst drüben bei seiner Batterie und hatte manchen Brief geschrieben, den der Alte den andächtig zuhörenden Heidelmoosern im Wald vorlas, aber noch viel mehr Briefe kamen in die Kreisstadt und jedesmal, wenn dort einer ankam, rötheten sich ein paar blasse Wangen wieder auf einige Tage.

Eines Tages kamen zu gleicher Zeit Briefe an seine Lieben: der Thummi war Vizewachtmeister geworden und trug das silberne Portepée. Das war ein Jubel, ein lauter in Heidelmoos und ein stiller aber hoffnungsreicher in der Kreisstadt.

So kam es zu den letzten Kämpfen bei Belfort. Auf den Vorbergen des Schwarzwaldes hörte man den Kanonendonner und manches Gebet stieg hüben zum Himmel für die, welche drüben in Eis und Schmelzstritten und sich das Wort gegeben: „Wir lassen die Franzosen nicht durch.“

Und auch hier kam die Siegesnachricht und die Böller trachten aber kein Brief vom Thummi und zwei Herzen waren in banger Erwartung. Ach Gott, diese war die zu gegründet. Die Zeitungen brachten die Verlustliste und einer der ersten unter den Namen war:

„Vizewachtmeister Gaunter, schwer verwundet.“ das war ein harter Schlag für den alten Polizeidiener, welcher alsbald einen Brief vom Hauptmann seines Sohnes erhielt, worin ihm dieser mittheilte, es sei Hoffnung, daß derselbe gerettet werde, es war ein viel härterer für das arme Maieli, das außer der Zeitungsnachricht Nichts erfuhr und bei Niemandem Trost und Hilfe suchen konnte.

Bei Niemanden? Lebte denn der Vater, der alte Wehrle, nicht mehr? Ja freilich lebte er und

stolt dazu. Nachdem er damals wegen Bewundung des Bürgermeisters seine 6 Monate im Gefängniß gefessen, war er in die Stadt gezogen, hatte glückliche Holzgeschäfte gemacht und war jetzt Villabesitzer und wie schon erwähnt ein steinreicher Mann. Er war stolz auf seine gebildete Tochter, aber democh wäre er der letzte gewesen, bei dem das Maieli hätte Trost suchen können. Wenn nur der Name Gaunter genannt wurde, gerieth er in Wuth und als der junge einmal in häuslichen Angelegenheiten zu ihm geschickt worden, drehte er demselben den Rücken, schlug die Thüre zu und schrieb dem Architekten, bei welchem Thomas arbeitete, wenn ihm an seiner Kundschafft etwas gelegen sei, so solle er ihm den Bettelvogtsbengel nimmer schicken.“

Ja, der alte Wehrle war der letzte, der etwas von der Liebe Maielis erfahren durfte, denn er hatte große Pläne im Kopfe mit seiner Tochter und so mußte das arme Mädchen seinen Kummer allein tragen und die Nächte durchweinen. Endlich, endlich kam ein Brief mit schlechtgeschriebener, fast unleserlicher Adresse, er mußte jedoch vom Thomas sein, denn sie erhielt ihn auf dem gewohnten, geheimen Wege. Ja — er war vom jungen



Es war die Abschiedsstunde — vielleicht für's Leben.

anter, aus dem Hospital, der erste, den er schrieb und die Schrift war schlecht, denn er hatte das Papier nicht halten können, er war amputirt — einarmig wie sein Vater. Und was sagte dazu das Mäiele? Gott sei Preis und Dank — er lebt.“ Das war ein kurzes Dankgebet, aber sicherlich besser und klar als manches lange.

Der Vater nahm's schwerer. Ein „Stumpärmel“ ist er — was soll jetzt aus dem armen Jungen werden? Am Ende auch ein Ortspolizeidiener? Nein, das war ja nicht möglich, er hatte ja das silberne Ortesp. Aber einen Arm und noch so jung, es war bitterer als damals, wo er selbst als Krüppel umgekommen.

Selbst als der Bürgermeister die Zeitung brachte, darin die Nachricht stand, daß der Vizefeldwebel Thomas Ganter das eiserne Kreuz erhalten und zum Offizier ernannt worden, konnte sich der Alte nicht allig trösten. „S'isch doch au gar arg, so jung und er ei Arm!“ Er hatte es selbst gefühlt.

Endlich kam der junge Invalide und wenn er auch im Anfang die gelbe Spitalfarbe hatte, wie s. B. der Vater, so erholte er sich bald in der frischen Bergluft seines Heimatsorts und als eines Tages die beiden „Stumpärmel“ einander zum Walde schritten, sah der alte dem jungen strahlend ins Gesicht, denn er blühte wieder in Jugendfrische und Schönheit. Der junge Thomas hatte den Alten um den Spaziergang ersucht. Er wollte ihm seine Pläne für die Zukunft mitteilen. Die Leutnants-Pension ist der Verwundungszulage langte gerade zum Besuche der polytechnischen Schule in der Residenz, die schönen Vorkenntnisse waren ja da und so hoffte der junge Invalide, welcher seine volle Thatkraft wieder finden, es in wenigen Jahren zum schönen Architekten zu bringen und nun? ja was dann? Nur zögernd in der zweite Theil heraus, aber es mußte sein, dann der Alte er um des Wehrles Tochter, das Mäiele, anzu-

Todtenblaf wurde der alte Polizeidiener, sein Fuß zerfelte in dem Boden und mit seiner einen Hand grüßte er die Hand seines Kindes.

„Thur's nit, Thur's nit — um Gotteswillen, es muß im Unglück usschlah, es cha sei Heil und Segg d'rinn's Mäiele's Chind und — der Wehrle. O Gott, rum hat au das müesse si! Es bricht mer's Herz ab.“

Der Thomas war anfangs sehr erschrocken, als er seinen Vater so sprechen hörte, denn obgleich er Manches Erfahrung gebracht über das Verhältnis zu Wehrle, schlimm hatte er sich die Sache doch nicht gedacht. Nein — er hatte ja noch viel schwerere Arbeit vor sich, so ging er muthig an's Werk und redete seinem Vater so lange zu, bis dieser endlich erklärte, er wolle kein Hindernis bei seines Kindes Glück sein, aber was raus entstehe, könne nichts Gutes werden. Jedenfalls stehe er darauf, daß die Sache nicht mehr heimlich trieben werde, der Wehrle müsse volle Kenntnis davon haben, gerade weil er sein erbitterter Feind sei. Der Junge versprach das, er hatte es selbst so gewollt und auch das Mäiele war damit einverstanden ge-

wesen. Er wollte mündlich mit dem Wehrle verhandeln, der Vater bestand aber auf schriftlicher Mittheilung, wie es auch das Mäiele gewünscht, da beide den jähzornigen Charakter des alten Holzhändlers fürchteten.

So schrieb der Thomas an den Wehrle. Er theilte demselben offen und ehrlich das Verhältnis zu seiner Tochter mit und bat ihn — nicht um seine Zustimmung für jetzt — sondern erst für die Zeit, wo er sich eine Stellung erworben, die ihn würdig mache der Hand seiner Tochter. Es dauerte ziemlich lange, bis die Antwort kam, sie war zwar auf seinem Papier, aber um so gröber und roher:

„Ich gebe meine Tochter keinem Bettelvogtssohn, der selbst ein Krüppel ist, wie sein Vater und vielleicht noch Orgel drehen und sechsen muß.“

Das war ein harter Bericht und fast wäre der Herr Leutnant zum Durchbruch gekommen, aber ein Brief Mäiele's war der richtige Dämpfer.

„Ich bleib Dein, mag kommen was da will!“ War der alte Heiberbauer hartköpfig, seine Tochter hatte es ererbt, mit der wurde er nicht so leicht fertig wie mit ihrer armen Mutter.

Der Thomas zog in die Residenz und von Wehrren und Mitschülern mit höchster Achtung behandelt, strebte er mit eisernem Fleiße seinem Ziele zu. Wie Götz von Berlichingen hatte er sich bei einem geschickten Mechaniker eine künstliche Hand machen lassen, glücklicherweise war es die linke, so daß er sogar im Zeichnen nur wenig gehindert wurde. In den Ferien besuchte er seinen Vater, der den Dienst zwar noch fleißig versah, aber doch nach und nach ein älterer Mann wurde. Vom Mäiele hörte er wenig, ab und zu wechselte er einen Brief, es bedurfte weniger Worte, sie waren ja einig und fest.



Der junge Thomas hatte den Alten um den Spaziergang ersucht. Er wollte ihm seine Pläne für die Zukunft mittheilen.

Die Aussicht für Beide hatte sich zwar in der letzten Zeit sehr verschlimmert. Der alte Wehrle hatte den Holzhandel aufgegeben und sich mit einem Herrn v. Schümli, einem Schweizer, assoziiert. Die Beiden trieben nun ein lukrativeres Geschäft, das freilich mit dem Holzhandel auch einige Aehnlichkeit hatte. Sie kauften große Hofgüter an, hieben den dazu gehörigen Wald kahl, und parzellirten dann das ruinirte Gut. Sie trieben „Hofmekerei“. Dabei kam nun ein schöner Gewinn heraus, denn das Holz war theurer und sie übernahmen Lieferungen für Bauholz, Schwellen, Telegraphenstangen in weite Fernen. Dabei hielten sie besondere Agenten, hatten ein eigenes Komptoir, bald galt der Wehrle für einen Millionär und zu gleicher Zeit tauchte das Gerücht auf, Herr v. Schümli habe um seine Tochter angehalten. Und so war es auch. Das Mäiele hatte böse Zeiten. Der Vater versuchte es mit Ueberredung und Bitten, mit Drohungen und Grobheiten, der Herr v. Schümli schickte Bouquets und Geschenke, ritt und fuhr Fensterparaden. Es nützte Alles Nichts — das Mäiele hatte seinen Kopf und die stete Antwort für den Vater war „den Thomas oder Keinen“. Den Schümli behandelte sie so, daß ein anständiger Mann längst davon gelaufen wäre, der aber war zäh. Er hatte wohl seinen Grund dazu.

Auch der Thomas hörte von der Bewerbung; das machte ihm jedoch wenig Kummer, sein Vertrauen auf

Maieli war zu fest. Er arbeitete ruhig fort, machte endlich sein Examen und trat in einer großen Stadt bei einem vielbeschäftigten Architekten von Ruf ein, welcher sein Talent und seinen unermüdblichen Fleiß bald so hoch schätzte, daß er ihn, mit dem kleinen Vermögen, welches der ledige Wachtmeisteronkel ihm hinterlassen, als Associe annahm. Der Zeitpunkt rückte immer näher, wo er, ein selbstständiger unabhängiger Mann, neue Versuche machen konnte, das gesteckte Ziel, welches er nie aus den Augen verloren hatte, endlich zu erreichen. Wenn es aber dazu kommen sollte, so mußte der frühere Hofbauer und jetzige Hofverschneider noch recht mühe werden und er ward es auch. Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher.

Bis jetzt war das Geschäft flott gegangen. Ein Hof um den andern war eingeschachtet worden, ein Berggang um den andern kahl gehauen. Ganze Kompagnien von Holzhauern waren in Sold genommen und ganze Fuhrparks zusammengestellt worden. Auf den Eisenbahnen in großen Transporten, auf dem Rheine in Flößen, waren die Wäldertannen in alle Welt gewandert und dafür das Geld stromweis in die Kasse gestossen. Allein nach den fetten Jahren kamen die magern, nach dem Schwindel der Krach, die Holzpreise sanken rapid und es kam die Zeit, wo Wehrle, v. Schümli u. Komp., um die Termine für Gutskäufe zu decken, zu Schleuderpreisen verkaufen mußten. Bald gingen allerhand Gerüchte über die Firma und die ganze Menagerie, der Löb und der Hirsch, der Wolf und der Bär witterten Unrath und begaben sich auf die Fährte, denn die Wechsel der Hofverschneider gehörten schon lange nicht mehr zu den feinsten. Und es kam der Tag, wo es in allen Hölzern der Kompagnie frachte und rumpelte und es erschien in der Zeitung der Kreisstadt ein amtliches Inerat mit der Ueberschrift: Die Gant von Wehrle, v. Schümli u. Komp. Der Herr v. Schümli war durchgebrannt.

Und wieder kam ein Tag, da fuhr in einem bescheidenen Einspäumer ein gebrochener, alter Mann, welcher gerade aus dem Amtsgefängnis entlassen war, auf den Wald und mit ihm — ein junges Mädchen. Es war der Wehrle, der seiner Heimathsgemeinde zufuhr, auf ein Tagelöhnergütchen, das von seiner Tochter Muttererbe allein aus der Gant gerettet war. Alles Uebrige hatte die Tochter geopfert — es war der letzte Zufluchtsort.

Es war ein trüber, regnerischer Novembertag, die Tannenzweige tropften und der Nebel lag schwer in den Thälern, als die Beiden den letzten Hang hinaufzuhren zu dem seitab gelegenen Berghäuschen. Das Maieli hatte dem Fuhrmann den Weg gezeigt, es dunkelte schon, als das Fuhrwerk sich dem Hause näherte, da drehte sich der Bursche um, deutete mit der Peise nach der Richtung, in welcher er zu fahren angewiesen und sagte kurz:

„Fes bruch i witer fei Wegwiser, es brennt Liecht im Hüßli.“

So war es auch, wie sich Maieli bald überzeugte. Niemand erwartete sie, wer konnte sie dort empfangen? Freunde hatte ihr verarmter Vater keine mehr im

Dorfe. Endlich kamen sie an, stumm und starr ließ sich der Alte fast willenlos herabheben und schritt mit der Tochter zur Thüre, welche sich beim Herannahen des Wagens geöffnet und aus welcher heller Lichtschein in die Nacht drang und unter der Thüre stand die alte Lehrerr Wittve und rief ein herzliches „Gott grüße“ entgegen. Drinnen aber brannte ein tüchtiges Feuer im riesigen Kachelofen, eine Petroleumlampe verbreitete ihr helles Licht und am Crucifix in der Ecke steckten frische Tannenzweige und Rosmarin. Es war ein freundlicher Empfang in der Behausung der Armuth. Der Alte bemerkte es kaum, er setzte sich auf die Ofenbank, das Maieli aber zog die Lehrent auf die Seite. Sie ahnte, wessen Hand hier genirte, ja sie wußte es und doch mußte sie Gewißheit haben. Ein einziges Wort verschaffte ihr die diese.

„Der Säbelthummi“, flüsterte sie der Alten ins Ohr und diese nickte und setzte hinzu:

„I denk, 's isch um di Mutter.“

Das Maieli lächelte unter Thränen. Die Alte begann den Tisch zu decken und das Maieli half unversagt, es wußte, die Hilfe durfte es annehmen. Sie führte ihren Vater zum Tische und er sprach das kurze Gebet; da fuhr der Wehrle plötzlich aus seinem Sessel auf und fragte rasch: „Wer hat die Lehreri g'schickt, wer hat das Alles b'sorgt?“ Und finstler setzte er hinzu: „Wenn's von dem chunnt, lieber verbunger i, viel lieber.“



Das Eis war gebrochen.

Da sagte ihm die Tochter an dem und drückte ihn sanft wieder: „Es kommt von dem, der die Herzen der Menschen lenkt und dessen Hand darf sich Niemand entziehen.“ Schweigend setzte sich der Wehrle er that keine Frage mehr, oh und ging zu Bette. Das Maieli hatte aber noch viel mit der Lehrerin zu sprechen, die für diese Nacht im Hause blieb.

Es war schon die Sonne ziemlich hoch am Himmel, als der Wehrle aus seiner Kammer kam, das Maieli erwartete ihn.

„Vater, es will Euch Jemand sprechen. Seid mir zu liebe, ich bitt Euch um Gotteswillen.“

Der Wehrle blickte der Alte, da ging die Thüre auf und der Säbelthummi trat herein. Er hatte wieder die Medaillen auf seinen blauen Rock geheftet, wie damals in den Todtenhäuschen:

„Wehrle,“ sagte er mit tiefer, bewegter Stimme, „Wehrle, wemt Ihr mir verzeihe, was i Euch 's thun ha? Mir sin alti Manni unn hann nümme Zeit. Thuet's, Wehrle, um Eurer Tochter, thuet's nach Maieli's Willen.“

Der Hofbauer war erst ganz erstarrt und stumm — das hatte er nicht erwartet. Sein Gewissen sagte ihm laut, der Mann da gegenüber hatte ihm kein Unrecht gethan. Aber er, er hatte den Thummi schwer geküßt und doch hielt dieser ihm die eine Hand entgegen, die ihm geblieben, ihm, dem armen Teufel, dem Vandräuer, der im Gefängnis gefessen. Das war zu viel, er brachte weiter nichts heraus als:

„Das hättet Ihr mir nit thun solle, das isch härter als hart, härter als Alles, was i durgmacht ha.“

Doch die Hand blieb ausgestreckt und endlich, endlich ergriff er sie zaghaft, als sei er ihrer nicht würdig. Dann aber drückte er sie mit aller Gewalt und er

trom von Thränen entfürzte seinen Augen. — Das
is war gebrochen.

„O Maieli, Maieli — di arme Muetter!“ rief er
luchzend.

Der Schnee war gewichen, die Bergwässer rauschten,
Primel und der Enzian blühten, die Amsel schmet-
te im Holz und auf Berg und Thal lag die goldene
Frühlingssonne. War denn wieder eine Schlacht ge-
lagen und ein glorreicher Sieg erkochten, daß die
Älter donnerten und ein Zug zur Kirche ging, welcher
Vorderheidelmoos auf die Beine brachte? Nein,
war ein Friedensschluß, der zwei feindliche Häuser
söhnte und nach langem Leid Glück und Segen
ngen sollte. Zwei „Stumpärmel“ waren im Zuge,
eine war der Bräutigam, der andere der Braut-

„Ein armer Reisender bittet um einen Zehrpennig.“
„Wollt Ihr lieber altgebackenes Brot oder warmen
Zwiebelfuchen?“ fragt der Bauer, indem er sich halb
gegen die Thüre wendet.

Zwiebelfuchen? Dem Handwerksburschen, er ist
schon ein älterer Mann, läuft das Wasser im Munde
zusammen. Er denkt daran, daß er seit vielen, vielen
Jahren keinen Zwiebelfuchen mehr gegessen; seine
Mutter daheim hatte jedesmal an der Kirchweih einen
gebacken und das ist sein letzter Zwiebelfuchen gewesen.
Das alte Mutterle ist auch schon lange todt. Und
nun gar warmer Zwiebelfuchen, und er hatte heute
noch nichts Warmes gegessen bei dieser Kälte.

Dann sagte er mit einem dankbaren Blick:
„Zwiebelfuchen? Ja freilich, Zwiebelfuchen wäre
mir lieber!“

Da lachte der Bauer:
„Da müßt Ihr eben
nächste Woche wieder-
kommen, da backt die
Bäurin einen.“

Der Handwerksbursche
zog leise die Thüre wie-
der zu und ging seines
Weges. Draußen jagte
ihm der Sturm den
Schnee in's Gesicht, er
müßte sich die Augen
wischen.



Das bürgermeister- liche Wetter.

Vor vier Wochen
hatten sie in Bir-
kenhain den Hof-
bauer Christian Mertle II.
zum Bürgermeister er-
wählt. Nun ist es eine
bekannte Thatsache, daß
ein Bauer, wenn er eine
Zeitlang Bürgermeister
ist, mit sich allmählich eine
Verwandlung vornimmt,
so daß man ihm gleich von

Der Herr Architekt
unter hielt heute Hoch-
t mit des alten Wehrle
cherlein und das war
fest, an welchem das
zige Thal Theil nahm.
ate erschien auch der
belthummi zum letz-
Male im blauen Rock
den blanken Medaillen
er hatte sein Amt
bergelegt. Nur für
Tag wollte er noch
mal als Bettelboog den
enkst thun, dann setzte
sich zur wohlverdienten
the.
Im Adler war das
lahl mit Nudelsuppe
d Hammestrumpf, mit
luffanten und Tanz
nur Händel gab es
ne. Nein, der Heiber-
er und der Säbel-
muni saßen beisammen
alte Freunde und als
Brautpaar abgefah-
en, wandelten sie selb-
der im Mondlicht et-
s trümmelig der Hei-
eth zu und wenn das Brenhof-Maieli von oben herab-
ehen, hat es verjöhnt seinen Segen dazu gegeben.

„Ein armer Reisender bittet um einen Zehrpennig.“

Herzloser Spaß!

Der Hinkende ist auch ein Freund von einem guten
Spaß, aber mit der Armuth soll man keinen
Schertz treiben, der Armuth gegenüber bleibe
erzlos, oder du bist herzlos.

Sitzt ein wohlgenährter Bauer in seiner Wohnstube,
Heiligenbild an der Wand, einen frommen Spruch
er der Stubenthür, und vor sich auf dem Tische
den Laib Brot und ein Glas Wein. Er kommt
rade heim vom Fruchtmarkt, wo er einen vier-spännigen
wagen mit Weizen gegen eine Kasse voll Zehnmack-
el eingewechselt hat. Draußen tobt der Dezember-
sch die Dorfgassen und rüttelt an den Fenster-
eiden, in der Stube aber ist's behaglich warm, der
auer hat sogar seinen Rock ausgezogen, und läßt sich
nen Martgräser schmecken.

Ein Handwerksbursche steckt den Kopf durch die
abgeöffnete Thüre:

Bornen und von Hinten ansieht, „das ist der Herr
Bürgermeister“. In vier Wochen aber bringt's
Einer selten zu Stande, unser Christian wenigstens
hatte es noch nicht zu Stande gebracht, und als der
vierwöchentliche Bürgermeister eines Morgens in's
„Kartoffelhäufeln“ ging, hembärmelig und die Hacke
auf der Schulter, so hätte nur ein sehr geübtes Auge
an des Christians linken Mundwinkel die allerersten
Anfänge einer bürgermeisterlichen Amtsmiene entdecken
können. Einem Handwerksburschen aber ist ein solcher
Scharfblick nicht zuzumuthen, darum grüßte der „arme
Reisende“, der dem Bürgermeister begegnete, abnungs-
los, welchen Würdenträger er vor sich habe, nur kurz
mit einem: „Guten Morgen, Bauer“.

„Guten Morgen“, erwiderte der Bürgermeister etwas
unwirsch, und begann jogleich ein amtliches Examen:
„Wo kommst Du her?“
„Von Birkenhain.“
„Und wo gehst Du hin?“
„In die Stadt.“
„Handwerk?“
„Fechten und Unterstützungswohnsit“, erwiderte der

Bursche mit einem pffigen Lächeln; und nun fing er seinerseits zu fragen an:

„Und Du, Bauer, wo gehst Du hin?“

Daß der Bürgermeister einen Handwerksburschen duzt, ist ganz in der Ordnung, daß aber ein Handwerksbursche den Bürgermeister duzt, ist unerhört, kein Respekt mehr vor der Obrigkeit, so sozial-demokratischer Unfug.

„Wart nur“, dachte der Bürgermeister, der wird jetzt gleich an meiner gebildeten Sprache merken, wen er vor sich hat,“ und während er sonst auf die Frage: Wo gehst Du hin? einfach geantwortet haben würde: „Kartoffeln hacken“, so sagte er jetzt, und warf sich dabei in die Brust: „Schollen zernichten!“

Der Handwerksbursche aber merkte nichts, nur lachte er, und plauderte mit dem Schollenzernichter harmlos weiter fort, und die Du's quollen ihm nur so von dem beredten Munde.

Der geduzte Bürgermeister wurde am Ende ganz verduzt, und dem Unfuge mußte ein Ende gemacht werden. Da dem Handwerksburschen mit der gebildeten Sprache nicht bezukommen war, so mußte ihm auf andere Weise begreiflich gemacht werden, wen er vor sich habe. Der Bürgermeister überlegte lange; endlich blieb er stehen, blickte gen Himmel und sagte:

„Merkwürdig! heute ist es gerade so Wetter wie vor vier Wochen, wo sie mich zum Bürgermeister gewählt haben.“

Giftige Schwämme.

Wie mancher Feinschmecker hat seine Lust nach Federbissen schon theuer bezahlen müssen durch den Genuß von giftigen Schwämmen.

Nun, wird der geneigte Leser sagen, da ist das Beste „Bleibenlassen“. Freilich, aber die Feinschmecker lassen's eben nicht bleiben, und da der Hinterfunde seinen Kalender nicht bloß für die Saucerkrautkartoffelbrei-Eßer, sondern auch für die Feinschmecker schreibt, so will er ein einfaches Mittel angeben, wie man auch giftige Schwämme unschädlich machen kann.

Es ist nämlich sehr schwer zu erkennen, ob ein Schwamm giftig ist, und mancher, der sehr unschuldig aussieht, hat doch den Teufel im Leibe. Es ist bei den Schwämmen gerade wie bei den Menschen.

Der Herr Friedrich, ein Hauptichwanmesser, hatte zwar auch ein sicheres Mittel, nämlich er ließ jedesmal erst seine sechs Kinder davon essen, und erst wenn keines von ihnen Bauchweh bekam, machte er sich selbst hinter die Federbissen.

Der Hinterfunde möcht aber dieses Mittel doch nicht empfehlen. Dagegen hat ein französischer Arzt, Frederic Gerard, ein Verfahren angegeben, welches unfehlbar auch giftige Schwämme ohne Schaden genießbar macht.

Herr Gerard läßt ein halbes Kilogramm Schwämme in einem Eimer Wasser, dem er drei Eßlöffel voll Essig und zwei Eßlöffel voll Salz zusetzt, zwei Stunden lang einweichen, dann wäscht er die Schwämme in frischem Wasser aus, kocht sie im Wasser eine halbe Stunde, wäscht sie nochmals, trocknet sie und trägt sie aus.

Herr Gerard hat für sein Verfahren die große Probe abgelegt. Er hat von einer Kommission von Aerzten Schwämme der giftigsten Sorte auf diese Art behandelt und ohne Schaden verpeist. Wehe dem man wohl nicht verachten!



„Merkwürdig, heute ist es gerade so Wetter wie vor vier Wochen, wo sie mich zum Bürgermeister gewählt haben.“



Er ließ jedesmal erst seine sechs Kinder davon essen.

Brennende Kleider zu löschen.

Die Männer brauchen zwar nicht zu fürchten, aber nur vor dem Feuer, vor Schmach oder vor sonst so etwas, und das schadet ihrer Gesundheit nicht. Dagegen die armen Frauen und Mädchen! Sie sind ein Jammer, wie auch schon schwer verwundet, ja sogar an Verwundungen gestorben sind. Auf dem Theater, auf dem Ball, in Gesellschaft, vor dem Aussehen im Spiegel, überall ist man wohl nicht verachten!

sind sie verbrannt, nur in der Küche noch nie, wo doch das meiste Feuer ist. Fast in allen Fällen sind sie verunglückt, weil sie wenn ihre Kleider durch irgend eine Ursache Feuer gefangen, den Kopf verloren haben, und schreiend herum

ramt sind, wodurch das Feuer natürlich nur noch angefaßt wurde.

Wenn Du, liebe Leserin, so ein Unglück haben solltest, nur nicht stehen bleiben, oder gar laufen, denn die Asche leßt und schlägt nach oben, und fündet oben Kleide Nahrung. Und den Kopf nicht verlieren! Oh rasiß auf den Boden werfen und sich wälzen, ist,



Das Sicherste bleibt aber immerhin die Küche.

Müller und Schulze.

Es ist eine schöne Sache, wenn in einer Gemeinde die ersten und wichtigsten Personen, so wie man sagt, die Spitzen der Bürgerschaft der Gesellschaft, auf freundschaftlichem Fuße stehen Hand in Hand gehen, nicht nur im gewöhnlichen Leben, sondern auch in ihrem Berufe, in ihrer öffentlichen Thätigkeit, ein leuchtendes Beispiel für die Gemeinde. Solch eines leuchtenden Beispiels erfreute sich eine Gemeinde im Odenwald, dort in der Umgegend des adenortes Wallbüren, wo die frommen Wallfahrer in den Kirchen ihren Jahresbedarf an Ablass für angene Sünden holen, und in den dortigen Wirthshäusern wieder die Grundlagen für zukünftige Sünden, die dann im nächsten Jahre auch wieder vergangene, und ablaßfrei, und eine abermalige Wallfahrt menschenwerth machen.

Wie diese glückliche Gemeinde heißt, darf der Hinde nicht verrathen, es könnte ihm schlecht bekommen, da er es nicht so gut hat, wie die frommen Wallfahrer, und jedes Jahr seinen Sündenbündel abstellen kann, so ist er in jener heiligen Gegend als denbelasteter Keßer schlecht angeschrieben, und wenn dennoch jene Gegend dann und wann besuchen muß, einigen heimlichen Freunden, die er dort befißt,

heimlich seinen neuen Kalender zuzustecken, so muß er, wie die großen Herren, „incognito“ zu deutsch „namenhehlend“ reisen.

Aber nicht so incognito wie die großen Herren, wo man schon vorher in allen Zeitungen lesen kann: Se. Königliche Hoheit oder Se. Durchlaucht reisen incognito unter dem Namen eines Grafen Z., und jedes Kind weiß, wer hinter dieser Z.-Maske steckt, und wenn das Z. in einem Bahnhofs einfährt, so steht richtig der Bürgermeister an der Spitze des Gemeinderathes in weißen Halsbinden und weißen baumwollenen Handschuhen bereit, und macht seinen unterthänigsten Krastfuß, und hält im Schweiß seines Angesichtes seine wohlleinstudirte Rede. Nein, der Hinkende hat ein Incognito erfunden, in welchem ihn Niemand kennt, trotz seinem Stelzfuße, denn Hinkende giebt es seit dem Franzosenkriege die schwere Menge, und Stelzfüße sind keine besondere Auszeichnung mehr.

Die Gemeinde, oder das Dorf, in welchem unsere kleine und wahrhaftige Geschichte spielt, reißt also im Kalender auch incognito und zwar unter dem Namen Wursthäusen.

Die oben bemerkten leuchtenden Beispiele und freundschaftlichen Spitzen der Bürgerschaft in Wursthäusen waren aber, und sind hoffentlich noch, der Herr Pfarrer und der Herr Bürgermeister, und weil diese beiden Herren ebenfalls incognito bleiben wollen, so nennen wir den Herrn Pfarrer „Herr Müller“ und den Herrn Bürgermeister „Herr Schulze“.

Eigentlich hatten diese Herren Müller und Schulze mit einer Spitze nicht die entfernteste Aehnlichkeit, und eben so gut könnte man eine Dampfswdel eine Spitze nennen, und sie waren nur insofern eine Spitze der Bürgerschaft, wie die große Kugel auf dem Mailänder Münster die Spitze des Thurmes bildet, eine Kugel, in deren hohlem Ranne bekanntlich sechs Schneider arbeiten können, ohne sich gegenseitig zu belästigen.

Statt der Spitze hätte man die beiden Herren ebensogut die Kugeln der Bürgerschaft nennen können, denn ihre Körperfülle hatte mit diesem geometrischen Körper eine sprechende Aehnlichkeit.

Da nach einem bekannten Naturgesetze die Körper sich gegenseitig anziehen, so mußten zwei so gewaltige Körper eine ganz bedeutende Anziehungskraft haben. Dieses Naturgesetzes war auch die Grundursache der dicken Freundschaft zwischen dem dicken Herrn Müller und dem dicken Herrn Schulze, dicker als die Freundschaft zwischen Müller und Schulze im Kladderadatsch, wo die Dike nur einseitig durch Schulze vertreten ist. Und gleichwohl war die Grundursache des bedeutenden tubischen Inhalts der beiden Herren eine ganz verschiedene.

Bei dem Herrn Bürgermeister war diese Grundursache eine ganz natürliche, denn dieser Herr war nicht nur Bürgermeister, sondern auch Müller und Bäcker in einer Person, zwei Handwerke, die bekanntlich auf das leibliche Wohlbefinden ungemein günstig wirken. Zum Glücke war Herr Schulze auch noch Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft, welches Geschäft bekanntlich eine Art Vanting- oder Abmagerungstun ist, so daß der Agent der Ueberfülle des Bäckers und Müllers wohlthätige Schranken setzte.

Bei dem Herrn Pfarrer war die Ursache eine ganz andere, und Herr Müller behauptete, seine Wohlbeleibtheit habe er lediglich der gewissenhaften Erfüllung einer seiner heiligsten, geistlichen Pflichten, dem Fasten, zu verdanken.

Der Herr Pfarrer lastete seinen Leib nicht nur alle Freitag mit Fasten, sondern er hielt auch strenge alle sonst gebotenen Fasttage des Jahres und sein schlimmster

Feind konnte ihm nicht nachsagen, daß er an solchen Tagen jemals Fleisch gegessen hätte. Nein, er kasteite sich an solchen Tagen der Buße mit Nudeln und Hecht, oder geschmelzten Kartoffeln mit Schellfisch, oder mit Forellen und Eierkuchen, oder mit ähnlichen mageren Fastenspeisen. Aber der Himmel gab nicht zu, daß der sterbliche Theil eines so frommen Mannes unter diesen Entbehrungen Noth litt. Und während unter diesen Bußübungen seine Seele jedes Jahr mehr und mehr sich läuterte, magerte der Herr Pfarrer durch sein Fasten nicht nur nicht ab, sondern im Gegentheil, es legte sich jedes Jahr ein Ring von Fett um den irdischen Theil des geistlichen Herrn, Jahresringe wie bei einer Eiche oder einer Tanne, und durch die Anzahl dieser Fettjahresringe hätte man jeden Augenblick nachweisen können, wie viele Jahre Seine Hochwürden sich schon der frommen Uebung des Fastens beleißige, wenn nicht durch die dabei unvermeidbare Sektion oder vielmehr Vivisektion dieser Nachweis für den Herrn Pfarrer einige Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt haben würde. Dieser interessante Nachweis wird deshalb erst nach dem Tode des Herrn Müller geliefert werden können, und wünscht der Hinkende aufrichtig, daß dieses noch recht lange nicht der Fall sein werde.

Eine auf so solider Grundlage errichtete Freundschaft schien einen sicheren unverwundlichen Bestand zu haben und befestigte sich immer mehr durch gegenseitige, zahllose Freundschaftsbeweise. Der Herr Bürgermeister, um seinem Freunde auch in der äußern Erscheinung möglichst ähnlich zu sehen, kleidete sich nicht in die weiße Uniform seines Gewerbes, sondern in geistliches Schwarz, und so täuschend wurde damit die Ähnlichkeit, daß ein blödes Auge leicht in den Irrthum verfallen konnte, der Müller Schulze stehe auf der Kanzel und schleudere seinen Donner unter die andächtige Gemeinde, und der Herr Pfarrer Müller mische in der Mühle den üblichen Schwerpath unter das Mehl. Der Herr Pfarrer war ständiger Pathe der Kinder des Herrn Bürgermeisters, Jahr für Jahr abwechselnd bei einem jungen Müller und bei einem jungen Bäcker, und da der Herr Bürgermeister dem Herrn Pfarrer nicht ähnliche Beweise seiner Freundschaft geben konnte und durfte, so flogen als Gegenleistung bürgermeisteramtliche Schinken, Butter und Eier in die Pfarrküche. Feierte der Herr Schulze ein Familienfest, so segnete der Herr Müller die Wurstsuppe, und führte den Vorsitz beim Wurstessen. Bei Landtagswahlen wirkten die Freunde gemeinsam für das Wohl des Vaterlandes; im Wahllokale stand der Herr Pfarrer unten und der Herr Bürgermeister oben an der Treppe, und niemals hat Wursthäuser die Schande erlebt, daß einer von den bösen Liberalen aus der Wahlurne hervorgegangen wäre. Daß die beiden Freunde sich gegenseitig unterstützten, daß kein Bürger in den Gemeinderath, in den Ortschulrath und in den Kirchengemeinderath gewählt werde, der dem Herrn Pfarrer nicht genehm war und der bei dem Herrn Bürgermeister und Agenten Schulze nicht sein Leben versichert hatte, ist selbstverständlich. Der Herr Bürgermeister war außer anderen Glücksgütern auch mit einer lieben Frau gegnet, nur war die Dame etwas heftig und

herrsüchtig, dabei robust und von starkem Knochenbau, und soll Frau Schulze die eigenthümliche Gewohnheit angenommen haben, ihrem Gemahl dann und wann schlagende Beweise ihrer Zärtlichkeit zu geben. Vor dem Herrn Pfarrer aber hatte sie gewaltigen Respekt und nicht selten bethätigte dieser seine Freundschaft, indem er das überwallende Gefühl der Frau Bürgermeisterin mit dem besänftigenden Del seiner Verehrbarkeit glättete.

Eines Tages fuhr die Doktorschäse in Wursthäuser ein, denn der Herr Pfarrer litt an heftigem Seitenstechen, und der Herr Bürgermeister saß in seinem Lehnstuhl und schnappte nach Luft, er hatte den „Schnauer.“

„Herr Pfarrer.“ sagte der Doktor, „Sie werden so forpulent, Ihre Leber ist angeschwollen. Machen Sie sich täglich zwei Stunden Bewegung und geben Sie kommenden Sommer nach Karlsbad.“ Zu dem Herrn Bürgermeister sagte der Doktor genau dasselbe, denn daß dieser ebenfalls an der Leber leiden mußte, konnte von seiner Freundschaft gegen den Herrn Pfarrer nicht anders erwartet werden.

So wurden die beiderseitigen Lebern ein neues Band, das ihre Freundschaft befestigte, und vier Wochen lang konnte man die beiden Herren durch Berg und Thal durch Wald und Flur ihre Lebern spazieren tragen sehen.



„Herr Pfarrer, Sie werden so forpulent, Ihre Leber ist angeschwollen.“

Nach vier Wochen sagte der Herr Pfarrer: „Bürgermeister, ich glaube meine Leber ist wieder gesund.“

„Hochwürden“, erwiderte der Bürgermeister, „ich glaube, die weniger auch, sie wird schon wieder ein wenig durstig.“

„Wie wäre es, Bürgermeister, wenn wir ein Geseinigsfest feiern würden?“

„In Bueurn, im Hirschen, Hochwürden?“

„Richtig, in Bueurn, bei der Frau Hirschwirthin.“

„Was sagen Hochwürden zu Saurekraut und einem saftigen Schinken?“

Der Herr Pfarrer drohte lächelnd mit dem Finger: „Bürgermeister, Ihr vergesst, daß heute Freitag nichts von Schinken. Sind Euch gebadene Forellen mit Kopfsalat und Eiern recht, Bürgermeister?“

„Einverstanden, Herr Pfarrer“, erwiderte der Herr Bürgermeister und wüchste sich den Mund. „Aber Saurekraut . . .?“

„Sollt Ihr haben, Bürgermeister, und dazu ein homöopathische Beilage.“

„Auf's Homöopathische bin ich gerade nicht veressen, und ein badischer Schinken ist mir lieber.“

„Similia Similibus“, sagt der Homöopathe, heißt zu deutsch: mit Leber kurirt man Leber, und darum sollt Ihr als Beilage zum Saurekraut Lebernöthige haben.“

„Hurrah“, jubelte der Bürgermeister. „Knöpfe von Rehleber, gestern hat der Bürgermeister in Bueurn einen Voch geschossen!“

„Kommt, glaube ich, öfters vor bei Ihrem Kollegen?“ sagte der Herr Pfarrer.

„Ja“, erwiderte der Bürgermeister lustig, „die anderen haben aber keine Lebern.“

„Also heute Abend 6 Uhr? Es ist eine Stunde bis Bueurn!“

„Ich hole Sie ab, Herr Pfarrer!“

„Und höret, Bürgermeister,“ rief der Herr Pfarrer noch im Weggehen, „laßt Euch heute von der Frau Liebsten ausnahmsweise einen recht langen Urlaub geben.“
„Dat keine Noth, Hochwürden, unbeschränkten Urlaub. Bin ich nicht Herr im Hause?“

Es war Nachts 9 Uhr. Im goldenen Hirschen in Beuern, im Herrenstübchen, saßen unsere Freunde, der Herr Pfarrer und der Herr Bürgermeister, und zwischen ihnen, gerade unter der strahlenden Hängelampe, ein mit Speisen und Flaschen bedeckter Tisch. Die aufgeschöpften Westen der beiden Herren zeigten, daß der Haupttheil des Festmahles vorüber sei, und die geübten Gesichter, daß sie auf ihre Freundschaft schon manches Glas geleert.

„In einem Seitentischchen saß die freundliche Wirthin, in einem Strickzeug beschäftigt, des Winkes der kleinen Gesellschaft gewärtig.“

„Frau Martha, auf Ihr Wohl,“ rief lächelnd der Herr Pfarrer und nippte an seinem Glase.

„Auch so viel, Hirschwirthin,“ sagte der Herr Bürgermeister und leerte seinige.

Frau Martha erhob sich und machte einen tiefen Satz: „Allzuviel Ehre, Hochwürden Herr Pfarrer, Herr Bürgermeister.“

„Ihr Essen war vortrefflich, Frau Martha,“ fuhr der Herr Pfarrer fort, „und das Vortrefflichste war der Fisch. Wo haben Sie dieses Prachteremplar her?“

„Et, Hochwürden, aus diesem großen Fischweier.“

„Ah, richtig, Sie haben einen großen Fischhandel, Frau Martha, eine Fischadlerin, ha, ha, ha!“

„Der Fisch ist mein Lieblingsfisch,“ fuhr der Herr Pfarrer fort, „so halb und halb ein Kollege von mir.“

„So zu sagen ein heiliger Fisch; hat er doch bekanntlich die ganze Leiden Christi in seinem Kopfe, und . . .“

„Wir mußten ihn aber herausfangen, Hochwürden,“ unterbrach Frau Martha mit einem abermaligen Knix, „hätte uns sonst den ganzen Forellenweier leergeressen.“

„Nun,“ lachte der Herr Pfarrer, durch diese bedeutende Eigenschaft seines Herrn Kollegen nicht im Gegentheile aus der Fassung gebracht, „nun, Ihre Forellen, Frau Martha, haben mir ja auch gemundet; man kann die Leiden Christi im Kopfe haben und doch gerne Forellen essen, das ist kein Grund die Kollegenchaft zu leugnen. Doch, was ist das?“ setzte er hinzu, da er plötzlich eine verdeckte Schüssel auf den Tisch setzte. Der Herr Bürgermeister hob den Deckel, und ein süßlicher Bratendunst stieg in seine Nase: „Eine gebackene Wildente!“

„Eine Kleinigkeit, zum Zuspis“, sagte Frau Martha mit ihrem freundlichsten Lächeln.

Der Herr Bürgermeister sah den Herrn Pfarrer mit bewunderndem Miene an: „Aber Hochwürden, an einem Freitag!“

„Es ist nicht mehr lange Freitag,“ sagte die freundliche Wirthin, „in einer kleinen Weile ist es bereits Samstag, und habe ich gedacht . . .“

„Was, Samstag?“ rief der Herr Schulze, und riß seine schwere, silberne Uhr aus der Tasche. „Wahrhaftig, zehn Uhr vorbei! Herr Pfarrer, da glaube ich doch, es ist Zeit, daß . . .“

„Ich glaube gar, Sie haben Angst, Herr Schulze,“ rief Herr Müller lachend. „Haben Sie nicht von der Frau Liebsten unbeschränkten Urlaub? Frau Martha, noch eine Flasche, um auf das Wohl der Frau Schulze zu trinken. Eine brave, eine wackerere Frau, die Frau Schulze, sie soll leben!“

„Ja wohl, wacker,“ murmelte Herr Schulze und schluckte seinen Wein hinunter, als wäre es Bitterwasser und sein Gesicht war um eine Schattirung blässer geworden.

„Und was die Ente betrifft,“ fuhr der Herr Pfarrer fort, „so sagen Sie mir, Frau Martha, ist die Ente auf der Jagd geschossen worden?“

„O nein, Herr Pfarrer, Sie werden kein Schrotkörnlein in dem Vogel finden. Die Wildenten werden bei uns im Entenfang mit Netzen gefangen!“

„Bravo!“ rief fröhlich der Herr Pfarrer. „Und kann die Ente schwimmen?“

„Jetzt nicht mehr, Herr Pfarrer,“ lachte Frau Martha, „aber jedenfalls hat sie schwimmen können, wie ein Fisch.“

„Wie ein Fisch? Bravissimo! Und, Herr Bürgermeister, wie nennt man ein Thier, das schwimmen kann wie ein Fisch und das mit Netzen gefangen wird?“

„Natürlich Fisch nennt man solch ein Thier!“ jubelte Herr Schulze, dem ein Licht aufgegangen war. „Also ein Fisch, und wir sind am Ende des Freitags!“

„Und der Herr Pfarrer spießte die Ente auf seine Gabel und fing an, sie kunstgerecht zu zerlegen. „Und dieser Fisch da soll auch im Tode noch schwimmen und zwar in einer Bowle Punsch! O, Freund Bürgermeister, einen Punsch zum Schluß des Genesungsfestes!“

„Ja, aber . . . meine Frau . . . und . . .“

„Ich werde es verantworten!“

„Aber, Herr Pfarrer, Sie kennen meine Frau nicht!“

„Ob ich sie kenne. In meiner Hand ist sie ein Lamm! Frau Wirthin, den Punsch und Cigarren! Ich träume mich in meine Studentenjahre zurück: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!“

„Ja wohl, dumm sumus!“ murmelte Herr Schulze. „Der Pfarrer hat merkwürdig viel Kurage, will nur sehen, wie er mit meiner Frau fertig wird!“

Es schlug gerade 12 Uhr auf dem Kirchturme von Beuern, als die Herren in gehobener Stimmung sich zum Heimweg anschickten.

„Gute Nacht, Frau Martha!“ und der Herr Pfarrer



Im goldenen Hirschen in Beuern, im Herrenstübchen, saßen unsere Freunde, der Herr Pfarrer und der Herr Bürgermeister.

kneipste mit väterlichem Wohlwollen in die volle Wange der hübschen Frau Wirthin.

„Na — kann Frau Martha auch schwim — men?“ fragte Herr Schulze, der nicht mehr ganz Herr seiner Zunge war.

Der Herr Müller lachte: „Ist nicht unsere Frau Wirthin ein Goldfisch? Jedenfalls aber handelt sie mit Fischen, und der Freitag ist ja vorüber.“

Es war ein rabenfinsterner Himmel, und draußen in der frischen Nachtlust machte sich doch die Wirkung des Genesungs-festes etwas stark geltend, das heißt bei dem Herrn Bürgermeister, denn der Herr Pfarrer vergaß auch bei solchen kleinen Wechselfällen niemals seine Würde. Vor dem Dorfe trennten sich die Wege nach verschiedenen Richtungen, und bei beiden Herren entstand eine starke Meinungsverschiedenheit über die richtige Straße.

„Pf — arrer, Ho — Hochwürden, ich kenne die Gemarkung wie meinen Ho — Hosensack, krachelte der Herr Bürgermeister. „Mir nach!“ und mit geschwungenem Stocke marschirte er querfeldein, und nach zwei Minuten befanden sich Müller und Schulze mitten auf einem Rübenacker.

„Se da, Freund Bürgermeister,“ rief der Herr Pfarrer in heiterer Laune, „wo führen Sie mich hin? Wollen wir zum Nachtsische noch Rüben verpeifen?“

„Nü — Rüben?“ stotterte der Bürgermeister. „Bieh-futter, Lu — Lumpenpack! Hochgeehrte Versammlung, Männer von Wu — wursthau — sen! Da — das sage ich Euch, Ihr . . .“

„Schulze, Ihr seid ja auf einem Rübenacker und in keiner Wählerversammlung.“

„Tutlanämischos!“ lachte der Bürgermeister. „Rüben oder Wähler, man muß sie nu — nur richtig beha — ndeln,“ und damit hieb er mit seinem Stocke auf die Rüben ein.

„Kommt, kommt, Bürgermeister, wir müssen uns rechts wenden. Achtung, hier ist ein Graben. So, und hier sind wir auf der richtigen Straße, ich erkenne sie an dem hohlen Nußbaum. Aufgepaßt, Ihr rennt ja mit der Nase darauf!“

„Nußnacker, elendiger!“ schrie Herr Schulze. „Platz da, ich bin der Bü — Bürgermeister von Wu — wursthauen!“ und der entrißteste Bürgermeister machte mit seinem Stocke einen wüthenden Ausfall gegen den Nußbaum, und würde den Unglücklichen durchbohrt haben, wenn es nicht eben ein Nußbaum gewesen wäre.

„Ihr müßt eben den Uebelthäter auf das Rathhaus citiren,“ lachte der Herr Pfarrer.

„Ci — citiren, arre — tiren! Pfarrer, ich glaube, ich habe einen Klei — keinen St — stips?“

„Ha, ha! Ich glaube es beinahe selbst!“

„Da sind nur die homöo — o . . . die badischen Leberknöpfe schuld. Drei Flaschen Wein und einen einzigen Le — Lebertropf, und ich bin frisch.“

„Ja, ja, der eine scheint Euch in den Kopf gestiegen zu sein.“

Jetzt schien die Stimmung des Herrn Schulze in den Sentimentale umzuschlagen. Er blieb mitten auf der Straße stehen und rief zu den Wählern hinauf: „O Anna!“

„Beruhigt Euch, Schulze, Ihr werdet ja bald bei Eurer Anna sein.“

Doch dieser Trostspruch schmeckte dem Herrn Bürgermeister wenig, er fiel dem Herrn Pfarrer schluchzend um den Hals und rief: „Hochwürden, Bruderknecht, Du wirst mich doch nicht Stich lassen?“

„Besinnt Euch, Herr Schulze,“ sagte der Herr Pfarrer, „diese plötzliche Vertraulichkeit etwas verblüfft, Ich Euch Stich lassen? Wie so?“

„Bei meiner Anna!“

„Ist sie denn gar so — genau?“

„Oh!“ seufzte der arme Herr Schulze.

„Ich werde Euch bei Frau Anna vertreten,“ tröstete der Herr Pfarrer. „Sie ist eine wackere, vernünftige Frau,“

Ihr seid ja sonst auch ein solider, tüchtiger Mann und heute — nun heute ist ein seltener Ausnahmefall.“

Herr Schulze schaute den Herrn Pfarrer mit großen Augen an, dann krante er in seiner Nothlage und zog ein Papier hervor: „Herr Pfarrer, wo — wollen Sie nicht lieber vorher Ihr Le — leben verhandeln. Ich trage immer Policen bei mir, für ver — zweifelte Fälle.“

„Ihr seid ein Narr,“ erwiderte lachend der Herr Pfarrer. „Könnte man doch glauben, Frau Anna sei eine Tigerin, und ich, als Thierbändiger, müßte sie zähmen. Da kenne ich sie besser und mein Wort hat immer Gewicht bei ihr gelobt.“

„Reinethalben,“ murmelte Herr Schulze und steckte seine Papiere wieder ein. „Ich wa — wasche meine Hände!“ Nach einer Weile bemerkte der Herr Pfarrer: „Lieber Bürgermeister, weil ich doch heute so — so jugendlich aufgebracht bin, so könnten wir uns einen kleinen Scherz erlauben. Glaubt Ihr, Eure Frau ist noch munter, wenn Ihr nach Hause kommt?“

„Na und ob! Die steht sicher schon zwei Stunden auf der Treppe vor dem Hause und wa — rtet auf mich.“

„mu — munter, Oh!“

„Desto besser. Habt Ihr vielleicht die Gedächtnisblätter im Fahrre Hinfenden? Ich glaube, es ist der 68er.“

Herr Schulze blieb stehen und schlug erschaunend die Hände zusammen.



„Gute Nacht, Frau Martha!“



„Nußnacker, elendiger!“ schrie Herr Schulze.

Was! Den Hinfenden? Ich, den Hinfenden gelesen? In nämlich den Hinfenden, den Sie jedes Jahr von der Angel herunter verdammen? Ja, haben Sie ihn denn gelesen?" Dies sprach der Herr Bürgermeister ganz ge- fessig und ohne anzustosfen, denn der Schrecken über Geständnis des Herrn Pfarrers, daß er den Hinfen- gelesen hatte, hatte ihm seine schwere Zunge wieder nicht gemacht.

Der Herr Pfarrer lachte. "Natürlich habe ich ihn lesen, und ich lese ihn jedes Jahr. Halten Sie mich so gewissenlos, Herr Schulze, daß ich ein Buch ammen könne, das ich nicht gelesen habe?"

Aber um Gotteswillen, Herr Pfarrer, wo haben denn diesen schrecklichen Kalender her? Sie wer- doch keinen laufen?"

"Behüte Gott! Der Hinfende schmuggelt jedes Jahr paar Kalender in die Gemeinde, die zu konfisziren rlich meine heilige ht ist, das heißt, wenn e erwische. Einer oder andere fällt mir aber mal in die Hände."

"Nun, wenn es so ist," derte der Herr Bür- eister und lachte nun eiets, "so will ich es hen, ich konfiszire jedes Jahr einen; e Anna ist ganz dar- veressen, und die Ge- te mit dem "Gute t Hochwürden", die ich gelesen."

Nun aber machte der Pfarrer erstaunte en. "Ei, ei, Herr lize, wer hätte das Euch gesucht? Aber Ihr ihn gelesen so nehmt Ihr als naigt doch eine Por- Pins = Kalender zu?"

"Natürlich, Herr Pfar- eine ganz gehörige ton."

"Nun also, diesen Scherz te Nacht Hoch- den, Herr Pfar- wollen wir mit er Anna auführen, — ich habe bei ihr Stein im Brett — sie wird Euch mit offenen en empfangen."

Mit offenen Armen freilich, aber die Arme werden mich zusammenklappen wie eine Fuchsfalle," klagte Herr Bürgermeister.

"Schämt Euch, Ihr seid ein Hasenfuß. So will euere Stelle übernehmen. Wir haben die gleiche r, die gleiche Kleidung, sie wird mich in der lheit nicht erkennen, und dann werdet Ihr sehen Unrecht Ihr Euereer guten Frau gethan."

Zwischen waren die Herren den ersten Häusern von schausen nahe gekommen, und eines der allerersten das des Herrn Bürgermeisters.

"Sehet, Herr Pfarrer," flüsterte der Herr Bürger- er, den der Anblick seines Heims wieder vollkom-

men nüchtern gemacht hatte, "sehet, sie hat noch Licht in der Wohnstube, sie wartet auf mich."

"Natürlich, als zärtliche Gattin wird sie Euch er- warten und einen guten Kasse zurecht gemacht haben."

"Zurecht gemacht haben? Freilich wird sie etwas zurecht gemacht haben! Wahrhaftig, sie steht vor der Hausthüre auf der Treppe. Hochwürden, drücken wir uns hinter die Bäume!"

"Was fällt Euch ein, Bürgermeister! Sind wir denn Spitzbuben? Vorwärts, seid ein Mann, und vergeßet das "Gute Nacht Hochwürden" nicht!"

Die Herren waren jetzt dem Hause ganz nahe ge- kommen und durch die Dunkelheit konnte man auf der Freitreppe eine Gestalt erblicken, regungslos, wie eine Statue, oder wie die Germania auf der Wacht am Rhein, und bei einiger Phantastie konnte man sogar Schwert und Schild erkennen.



Jetzt waren die Nacht- wandler am Fuße der Treppe angekommen, und der Bürgermeister warf einen schenen Blick hinauf, nach seiner Anna.

"Bürgermeister, jetzt los, es ist Zeit," flüsterte der Herr Pfarrer.

Da stellte sich der Herr Bürgermeister in Postur, machte eine tiefe Ver- beugung und sagte mit etwas bebender Stimme: "Gute Nacht, Hochwür- den, Herr Pfarrer!"

"Gute Nacht, Herr Bürgermeister!" erwie- derte der Herr Pfarrer.

Nun aber kam Leben in die Germania und diese brach in ein lautes Ge- lächter aus. Nachdem sie der Deiterkeit diesen Tribut bezahlt, verfiel sie in ein hysterisches Schluchzen, und nachdem auch dieses vorüber, öffnete sich die Schleuse ihres Mundes: "Kommst Du endlich, Du — Du! Oh ich un- glückliches Weib! Und mit so einem elenden Kalender- spaß willst Du mich hinter das Licht führen? Willst mich glauben machen, daß unser braver Herr Pfarrer mit Dir gelumpft hat bis nach Mitternacht! Der Nacht- wächter hat Ein-Uhr geblasen und seit zwei Stunden passe ich auf Dich! Gute Nacht Hochwürden? Saubere Hochwürden, die Du aufgelesen, da hast Du etwas für Deine Hochwürden!"

Und ein Wasserstrom ergoß sich über das Treppen- geländer und traf mit seiner ganzen Gewalt den Herrn Pfarrer. Der Bürgermeister rettete sich durch einen Seitensprung und verschwand schleunigst um die Ecke. Der Herr Pfarrer schüttelte sich wie ein nasser Pudel, denn der ganze, dem unglücklichen Bürgermeister ge- widmete Wassererguß hatte sein schuldloses Haupt ge- troffen.

"Verh! He, Bürgermeister, wo seid Ihr? Er ist

„Verh! He, Bürgermeister, wo seid Ihr? Er ist

fort. Die Sache scheint ernsthaft zu werden. Ich muß die Frau besänftigen, sie ist sonst im Stande und richtet ein Unglück an."

Damit begann der Herr Pfarrer die Treppenstufen hinauf zu steigen.

Frau Anna aber schien ihre Stellung hartnäckig verteidigen zu wollen, und wie vorhin der Schild der Germania sich als Wasserkübel entpuppte, so verwandelte sich jetzt ihre Lanze in einen Besenstiel, den sie dem verblüfften Pfarrer drohend entgegenstreckte: „Zurück, heute kommst Du nicht in mein Haus, Du Lump, Du Säufer! Ein sauberer Bürgermeister, Du!"

„Aber liebe Frau," sprach der Herr Pfarrer und stieg, dem Besenstiel trotzend, wieder einige Stufen hinauf, „liebe Frau, ich bin ja gar nicht der Herr Bürgermeister, ich bin der Herr Pfarrer und ich möchte nur . . ."

„Ha, ha, ha! Du, der Pfarrer? Du Seine Hochwürden? Lump, Du elendiger, weißt vor Trunkenheit nicht mehr, wer Pfarrer oder Bürgermeister ist? Warf, ich will Dir den Pfarrer einsegnen!" und Frau Anna erhob ihren Besenstiel und ein Hagel von Schlägen prasselte auf den armen Pfarrer nieder.

Da geschah etwas, was der Herr Pfarrer bei seiner Korpulenz unter gewöhnlichen Verhältnissen für eine reine Unmöglichkeit gehalten haben würde, er sprang, oder vielmehr er rollte die zehn Stufen der Treppe hinunter, überfugelte sich auf der Straße, schnellte wieder in die Höhe und rannte wie ein Jüngling dem schützenden Asyle seines Pfarrhauses zu.

Frau Anna genoß noch einige Augenblicke das Hochgefühl ihres Sieges, dann trat sie in das Haus, um das Schlafgemach aufzusuchen, aus welchem sie ihren Gemahl, für diese Nacht, auf so unfreundliche Weise verbannt hatte.

Als sie mit dem Lichte in der Hand in die Schlafstube trat, erschallte aus dem einen Bette die Stimme ihres Mannes:

„Guten Abend, liebe Anna! Was war denn das da draußen für ein Lärm? Er hat mich aus dem ersten Schlaf geweckt und ich wollte eben aufstehen und Dir zu Hilfe eilen."

Die Frau Bürgermeisterin blieb, wie Poth's Weib, zu einer Salzsäule erstarrt unter der Thüre stehen: „Was, Christian, Du? Wie kommst Du da in das Bett? Ich habe Dich ja eben erst draußen durchgeprügelt?"

„Was, Du mich durchgeprügelt, lieber Engel?" rief der Herr Christian und machte ein ungeheuer erstauntes Gesicht. „Seit zwei Stunden liege ich hier in meinem Bette. Ich wollte Dich nicht stören und bin durch die Hinterthür hereingekommen. Ich war erstaunt, Dich nicht zu treffen. Wo bist Du denn gesteckt?"

„Was, ich Dich nicht durchgeprügelt? Du bist es nicht gewesen?" Frau Anna stürzte auf den Stuhl los, wo ihres Mannes Kleider lagen: „Wahrhaftig, sie sind nicht naß. Aber wen in's Henkers Namen habe ich denn geprügelt? Um Gotteswillen, ich glaube jetzt wirklich, es war der Herr Pfarrer! O ich unglückliches Weib, ich habe die Hand gelegt an den Gesalbten des Herrn!" und Frau Anna warf sich auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in ihren Händen.

Dem Herrn Christian entschlüpfte ein Seufzer der Erleichterung, als er die Gefahr von seinem bedrohlichen Haupte abgewendet sah. Er richtete sich in seinem Bette auf und sagte beruhigend:

„Liebe Anna, tröste Dich, es war nicht der Gesalbte des Herrn. Zwar Du hast einen tüchtig gefalbt, was es scheint, aber wahrscheinlich einen Lump, der sich einen Spaß mit Dir erlaubte. Der Herr Pfarrer und ich sind ja schon seit zwei Stunden in unseren Betten."

„Ist das wahr, Christian?" rief die Frau Bürgermeisterin, „es war nicht unser guter Herr Pfarrer? O lieber, guter Christian, wie froh bin ich, denn ich habe tüchtig daraufgeschlagen!" und Frau Anna umarmte ihren Gemahl um den Hals und nannte ihn in der Freude ihres Herzens wiederholt ihren lieben, guten Christian. Dieser war natürlich glücklich, statt die Prügel Pöbelhungen zu erhalten, und seit Jahren nicht so friedlich und glücklich wie heute war das bürgermeisterliche Ehepaar entschlummert.

Gleich am andern Morgen eilte der Herr Bürgermeister etwas beklommenen Herzens nach dem Pfarrhaus. In der Hausflur hingen des Herrn Pfarrers nasse Kleider.

„Es muß gestern Nacht arg geregnet haben," meinte Frau Marie, die Hansbälterin.

„Freilich hat's geregnet, Frau Marie, fragen Sie mich nur, was? Ist der Herr Pfarrer schon zu sprechen?"

„Hochwürden trinken soeben die Kaffee."

Gottlob, dachte der Bürgermeister, da ist's also nicht so schlimm.

„Guten Morgen, Bürgermeister," rief der Herr Pfarrer vom Sofa aus freundlich dem Eintretenden entgegen. „Frau Marie, dem Herrn Bürgermeister eine Tasse, so, — nun lassen Sie uns allein, ich habe mit Herrn Schulze zu sprechen."

„Gottlob, Herr Pfarrer, Sie wieder so guten Humors!" sagte Herr Schulze, als Frau Marie das Zimmer verlassen hatte. „Es war doch schrecklich."

„Allerdings, Frau Anna hat mich sehr unanständig bedrückt, und ich trage zu ihrem Andenken einige blaue Prügel auf meinem Rücken. Sie ist doch so eine Art Tigerkatze."

„Seit heute Morgen lauft wie ein Lamm, Herr Pfarrer, und sie hat mir geschworen, ein Lamm zu bleiben, aus lauter Dankbarkeit, daß Sie es waren, den sie durchgeprügelt. Bei mir hätte sie kein Gewissen daraus gemacht."

Der Herr Pfarrer lachte: „Wo hat sie mich denn nicht erkannt?"

„Keine Spur," und der Herr Bürgermeister erzählte seine Kriegsglist, mit der er seine Frau hinter's Licht geführt.

„Das habt Ihr gut gemacht, Bürgermeister; es ist zwar eine Nothlüge, aber ich absolvire Euch für meinen Theil, habe die verdiente Strafe, den Buckel voll Schläge, aber das Incognito ist gewahrt und die Ehre ist gerettet. Freut mich, daß Frau Anna aus einer Rabe sich in ein Lamm verwandelt hat, aber deshalb rufe ich doch: „Es lebe das Götterweib! Meine Marie prügelt mich nicht!"



„Was, Christian, Du? Wie kommst Du da in das Bett?"

Verurtheil. Eine einfache Geschichte.

Vorrede.

Kopf ab, und damit fertig! Es ist das einfachste Mittel die Strafenräuber, Brandstifter, Giftmischer, Raub-, politische, unpolitische und mörderische Mörder unschädlich zu machen. Und, was die Hauptsache ist, es ist auch das wohlfeilste Mittel. Das kostet es nicht ein Geldstück, diese Käuze in den Palästen, die man Zuchthäuser nennt, nach und nach zu Tode zu füttern. Darum nur nicht lange factelt und herunter mit dem Kopfe. Und man mühte es auch noch viel wohlfeiler haben. Was denkt der geneigte Leser z. B. von einer internationalen Centralgalgenmaschine oder, weil in einzelnen Ländern das nicht thunlich ist, als die angenehmere Todesart, vorzuziehen wird, von einem internationalen Centralgalgen? Es wird ja gegenwärtig Alles centralisirt. Wenn man ein Duzend auf einmal abthun könnte, käme der Kopf bei Weitem nicht so hoch zu stehen, als heute, und jeder Staat und jedes Staatchen sein eigenes Schaffot und seinen eigenen Henker hat.

Auch wären diese Köpfe von den wenigen Gegenständen, die noch nicht besteuert sind, und man könnte rasch füglich eine Kopfsteuer einführen. Wenn Napoleon so fort macht, wie es den Anschein hat, so könnte allein mit dieser Steuer, so zu sagen mit den Köpfen seiner Untertanen, die Zinsen seiner Staatsschuld bestreiten.

Vielleicht werden unsere Finanzminister diese neue Einkommensquelle des Volkes in nähere Erwägung ziehen. Was erheben dagegen unsere heutigen, sogenannten Vorkriegsfreunde für ein Geschrei über das Köpfen und Hängen. Ja, in frühern Zeiten, wo die Verbrecher gepeinigt, gerädert, geviertheilt, mit glühenden Eisen zerrissen, verbrannt und gesotten wurden, da war es noch der Mühe werth, aber dagegen ist ja die heutige Geföpf- oder Gehentwerden ein wahres Sonntagsergötzen.

Wie aber, wenn Einer unschuldig verurtheilt und gerichtet wird? Und das ist auch schon da gewesen. Nun ja, Jren ist menschlich, und wenn es unterirdisch Fällen einmal vorkommt, so ist das sehr unangenehm für den Richter und noch unangenehmer für die Geschworenen.

Aber was will das heißen gegen die Tausende, die schuldig gemartert und hingerichtet worden sind durch die präffischen Inquisitionen zur höhern Ehre Gottes, und gegen die Tausende und Tausende, die heute noch unschuldig gerichtet werden in unsern Schlachten: gepeinigt, erschossen, ersäuft, verbrannt, verhungert, verdurftet, erfroren und was man sonst alles „Auf dem Bette der Ehre sterben“ heißt, und endlich gegen die Vielen, die in den Duellen getödtet werden, man möchte fast sagen „mit hoher ritterlicher Erlaubnis“, denn das Bischofsche Festung ist diese Duellmörder, häufig Mörder „um Nichts“, auch nicht viel mehr als Nichts.

Da ist ja kaum der Mühe werth von solch' einem reinzelnen Falle, Justizmord nennt man es, zu rechnen, und der unschuldig Geföpfte oder Gehentete muß sich damit trösten, daß er eben auch auf dem Bette der Ehre gestorben ist.

So ungefähr kann man da und dort die Freunde der Todesstrafe ihre menschenfreundlichen Grundsätze vertheidigen hören, und so hartnäckig beharren sie auf

dem Köpfen und Hängen, daß Einer von ihnen nur befehrt wird, wenn er selbst in die unangenehme Lage kommt, geköpfet oder gehent zu werden, dann aber ist auch seine Befehrung eine gründliche.

Was nun den Hinkenden betrifft, so hat er auch darüber seine eigene Meinung. Die Inquisition, die Hexenprozesse, und andere im Namen des Christenthums verübten Scheußlichkeiten, die haben wir glücklicher Weise hinter uns, die brauchen wir nicht mehr zu fürchten, und wenn auch heute noch Kexer, Hexen und andere ehrenwerthe Leute verbrannt werden, so geschieht das nur noch in der Phantasie hirnverbrannter Köpfe, und so etwas thut nicht weh. Daß in unsern Kriegen unschuldige Menschen sich auf Kommando gegenseitig umbringen müssen, ist jammervoll und höchst beklagenswerth, aber so lange nicht lauter Elshn Durrits auf den Thronen, in den Kabinetten und in den Parlamenten sitzen, werden wir eben die Kriege und die offiziellen Menschenschlächtereien haben, und Duelle werden wir haben, so lange es Ehrensache ist, daß wir dem Menschen, der uns beleidigt hat, Gelegenheit geben, uns auch noch todzuschießen. Uebrigens ist der Hinkende ganz und gar der Meinung, daß es viele Strolche giebt, die es verdienen geprügelt, geköpfet und gehent zu werden, aber . . .

Und nun kommt dem Hinkenden sein Aber. Aber so lange es möglich ist, daß Menschen unschuldig geprügelt, geköpfet und gehent werden können, und es ist möglich, denn es ist schon öfters geschehen, — so lange ist der Hinkende ein entschiedener Feind der Prügel- und der Todesstrafe.

Ob ein Unschuldiger gerichtet werden kann, sollen tausend Schuldige zu Tode, oder der Besserung entgegengefüttert werden.

Aber da kann ja doch immer noch ein Unschuldiger zeitlebens zum Zuchthaus verurtheilt werden?

Freilich, aber wenn, was auch meist geschieht, früher oder später seine Unschuld an den Tag kommt, und es man immer noch zu ihm sagen: „Sie entschuldigen gefälligst, wir haben uns ein wenig geirrt“, und kann ihn wieder laufen lassen. Bekanntlich die einzige Genugthuung, die ein unschuldig Verurtheilter von der Götter die Gerechtigkeit erwarten darf, wenn diese einen Tod geschossen hat. Wenn man ihm aber den Kopf heruntergeschlagen hat, oder wenn ihn die Raben vom Galgen weggerissen haben, so kommt die Entschuldigung zu spät.

Warum haben wir, statt unserer theuern Zuchthäuser, keine Strafkolonien wie andere Staaten?

Zu der Weltausstellung der ehemaligen Verbrecherkolonie Sidney sendet jetzt Europa die Schätze seiner Kunst und seiner Industrie.

Doch der Hinkende will ja eine Geschichte erzählen, und deshalb hinter seiner Vorrede ein Punktum machen.

Am Stadthor.

Gestern war sie vom Schwurgerichte einstimmig für schuldig erklärt, und vom Gerichtshof zum Tode verurtheilt worden. Der Landesherr hatte das Urtheil bestätigt und in drei Tagen sollte sie gerichtet werden. Es ist das von jeher so gewesen, man nennt es Galgenfrist und läßt die Verbrecher sich drei Tage lang halb zu Tode zappeln; das Schaffot ist nur die andere Hälfte. Diese drei Tage und drei Nächte sind die eigentliche Strafe, dagegen ist der Augenblick, wo das Richtschwert den Hals durchschneidet, ein Nichts. Die Todesangst ist die härtere Strafe als der Tod, der Tod ist die Erlösung.

Sie war von ihrem stets betrunkenen Mann täglich



geprügelt worden, sie und die Kinder, da hatte sie ihn mit Phosphor vergiftet.

Man sollte die Phosphor-Zündhölzchen polizeilich verbieten, es gäbe weniger Brandunglück und weniger Verbrechen.

Wenn aber jedes Bauerweib, das von ihrem Manne geprügelt wird, ihn vergiften wollte, wären die Schwurgerichte permanent. Sie war ein Bauerweib, sonst eine brave Frau und eine gute Mutter, aber durch ihre graue That hatte sie ihr Leben verwirrt. Wenn der Hinkende in dem Schwurgerichte geessen wäre, er hätte sie auch schuldig gesprochen; natürlich, da war kein Zweifel, schuldig war sie.

Heute schalt man sie in das Gefängnis auf dem Stadthor gebracht. Es war der Ort, wo man die schweren Verbrecher vor ihrer Hinrichtung gleichsam

zur Schau ausstellt, zum abschreckenden Beispiel. Es standen auch beständig Gruppen Neugieriger vor dem Thurm und starrten hinauf nach dem kleinen vergitterten Fenster, wo von Zeit zu Zeit ein bleiches Gesicht sich gegen die eisernen Stäbe drückte. Dann kam Bewegung unter die Zuschauer, sie deuteten mit Fingern hinauf: „Da ist sie!“ „Habt ihr sie gesehen?“

Auch die Schulkinder, auf ihrem Gange in die Schule und aus der Schule, machten den Umweg um das Stadthor herum, um das bleiche Gesicht an den eisernen Gitterstäben zu sehen, und die Herren Schullehrer nahmen von dem Falle Veranlassung, den Kindern einen heilsamen Schrecken vor der Sünde im Allgemeinen und insbesondere vor dem Vergiften mit Zündhölzchen einzujagen. Der kleine Thomas des Herrn Stadtschreibers Sohn, der gar nicht gewußt hatte, daß man mit Zündhölzchen vergiften könne, wollte sich, als kleiner ungläubiger Thomas, von der Nichtigkeit der Sache überzeugen, und machte gleich nach der Schule Versuche mit der Hauskate, der er abgeschabte Zündhölzer unter das Katzenfutter mischte, und die Versuche fielen infolgedessen ganz glücklich aus, als die arme Mizi eines elenden Todes sterben mußte.

Englische Heiter, Seiltänzer und Menagerien zu sehen hatte man öfters Gelegenheit, auch war kürzlich ein Wachsfigurenlabinet mit berühmten wächsernen Räubern und Mördern zur Schau ausgestellt, und wenn es Einem da schon gruselte vor den konfiszirten Wachsgesichtern, wie ganz anders war es, einen wirklichen, lebendigen Mörder zu sehen, und hier gar eine Mörderin, einen lebendigen, athmenden Menschen, von dem man wußte, daß ihm in drei Tagen der Kopf abgeschlagen werde.

Nachts war es noch grausiger; da konnte man an dem vergitterten Fenster zwar nichts mehr sehen, aber man konnte hören — leises Wimmern und einzelne Schreie der Verzweiflung und des Entsetzens. Das war denn doch zu unheimlich, und die Menschen flohen Nachts den schauerlichen Platz, der am Tag so viel „Klantes“ für sie hatte.

Die benachbarten Häuser schlossen Nachts ihre Thüren, man konnte vor dem Jammergeheul nicht schlafen.

Die letzte Nacht war hereingebrochen, Mitternacht längst vorüber, als eine kleine Schaar Studenten heiterer und sehr gehobener Stimmung aus ihrer Kneipe in der Vorstadt in ihre verschiedenen „Luden“ zurückkehrten. In ihrem leichtlebigen Jugendübermuthe vergaßen sie die Schauer des Ortes und mit einem frohlichen: „Gaudiamus igitur“ zogen sie durch den



Es standen auch beständig Gruppen Neugieriger vor dem Thurm und starrten hinauf nach dem kleinen vergitterten Fenster.

Thorbogen.

Da gellte einer der unheimlichen Schreie an ihr Ohr, und plötzlich verstummte ihr Gesangs „Silentium! die Verurtheilte!“

In einer dunkeln Nische des Thorbogens lauerte etwas Lebendiges.

„He da! Was reat sich da? Geht Antwort!“

Als Erwiderung folgte nur ein leises Schluchsen.

„Wahrhaftig zwei Kinder!“

Die Kinder schmiagten sich nur enger aneinander und schwiegen.

„Bah! zwei Bettelkinder, die einen Unterschlupf suchen.“

„Die warme Frühlingnacht wird ihnen nicht schaden!“

„Gute Nacht, ihr Rammen!“

Und die Studenten zogen weiter.

Am Nachmittag hatten das Amt die Anzeige erhalten, die Kinder der Verurtheilten seien aus ihrem Heimathsort verschwunden, ein Mädchen von 10 und ein Knabe von 8 Jahren.

Die Polizei forschte nach den Kindern in der ganzen Stadt.

Niemand hatte sie gesehen.

Jetzt lauerten sie in sicherem Versteck unter dem Thorbogen. Die Küchlein waren der Mutter nachgelaufen; sie konnten sie freilich nicht sehen: „Erit morgen früh, Ihr armen Kinder“, aber sie konnten der Mutter schreien hören.

Ein Volksfest.

Der Morgen war angebrochen. Ein herrlicher Frühlingmorgen. Die Sonne blitzte in Milliarden Tropfen, die Vögel zwitscherten in den bläulichen Büschen. Die Schauer der Nacht waren verwischt und eine schaulustige Menge drängte sich durch das Stadthor in's Freie.

Die Nische unter dem Thorbogen war leer. Galt es ja seine Nerven durch ein furchtbares Schamspiel erschüttern zu lassen.

Im Theater, in der „Maria Stuart“, oder im Strafen Eifer“ war es auch schon nervenerschütternd; aber das geschah ja nur hinter den Kulissen und nur zum Scheine, und auf den Hervorruf standen die Gerichteten wieder von den Todten auf und beugten sich knickend für den Beifall, und das Publikum beruhigt nach Hause.

Hier aber war es die entsetzliche, blutige Wirklichkeit. Die alten Römer hatten ihre Gladiatoren-Kämpfe: „Salve Caesar morituri te salutant“, sie hatten die aufregenden Kämpfe zwischen Menschen und wilden Thieren; die Spanier haben heute noch ihre blutigen Tiergefechte. Wir haben nur dann und wann noch eine Hinrichtung.

Und sie zogen hinaus zu Fuß, zu Ross und zu Wagen. Damen in eleganten Equipagen, um draußen Ohnmacht zu fallen. Kindermädchen mit ihren flegebefohlenen und ihren Grenadieren.

Die Köchinnen waren von dem Herde weggelaufen und die Herrschaften kamen an diesem Morgen um ihr Frühstück.

Die Werkstätten und die Kaufläden standen leer, und die Gesellen und Gehilfen liefen im Spektakel nach; die Schuljugend wegen des abschreckenden Beispiels; die ganze medizinische Fakultät, Professoren und Studenten, es sollten aufpassen auf dem Blutgerüste in der schrecklichen elektromagnetischen Experimente mit dem abgeheilten Kopfe Ohnmacht werden, und man sollte ja nicht einen noch ganz warmen Menschen in die Erde auf den Secirtisch bekommen.

Glückliche Menschen.

Unsere Erzählung führt uns nunmehr in das Haus Nr. 7 in der Vorstadt, durch welche der traurige Festzug bewegene mußte. Ein kleines, nettes Häuschen mit grünen Läden und blinkenden Fensterscheiben; vor dem Hause ein kleiner Blumen Garten mit einer Laube. Da war Alles so nett und zierlich, so sauber gehalten, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam, das müssen glückliche und zufriedene Menschen wohnen, die ihr Heim so traulich und gemütlich machen wollten, und in der That, glückliche und zufriedene Menschen wohnten in dem Häuschen Nr. 7.

Auf dem Schild an dem Hause zeigt uns auch in großen Buchstaben den Namen des glücklichen Besitzers: Arnold Burghardt, Schlossermeister. Wenn wir das Schild eines Schlossermeisters sehen, so unser Auge meist auch durch die Beigabe dieses Handwerks, durch Kohlen, Staub und Ruß unangenehm überfällt, und wir meinen, es könne überhaupt nicht anders sein.

Schlossermeister Burghardt hatte den Beweis gezeigt, daß es allerdings anders sein könne, und daß ein Handwerk und Sauberkeit zwei Dinge seien, die sich nicht friedlich zusammen vertragen können. Die zierliche Vorderseite des Hauses ließ nicht ahnen, welche lärmende Thierheerde es deckte, denn die große, mit zahlreichen Erzeugungsmaschinen ausgestattete und mit zehn Arbeitern besetzte Werkstätte und das geräumige Magazin befanden sich im Hinterhause, und auch in ihnen war fast vollständig der Schmutz des Handwerkes vermieden.

Burghardt war vor fünfzehn Jahren als junger, achtzehnjähriger Mensch in die Stadt eingewandert um sein Glück zu versuchen. Wenig Baarschaft im Beutel, aber Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und in seinem Kopfe einen Schatz von Wissen, den er sich als bester Schüler der Gewerbeschule seiner Vaterstadt gesammelt, hatte er das Zeug zu einem tüchtigen Menschen, und tüchtig hatte er sich auch bewiesen. In der großen Maschinenfabrik von Schenk und Komp. hatte er bald durch seine Kenntnisse, seinen Fleiß und seine Zuverlässigkeit sich das volle Vertrauen des Fabrikherrn erworben, hatte sich bald zu dem ersten Werkführer emporgearbeitet, war durch einen Antheil an dem reichen Gewinne belohnt worden, und nach zehn Jahren hatte er sich ein bescheidenes Kapital gespart, aber groß genug, um seinen glühenden Wunsch nach Selbstständigkeit zu erfüllen.

Und so sehen wir ihn heute als glücklichen Besitzer eines emporblühenden Geschäftes. In sein nettes, kleines Haus hatte er seine Jugendliebe, ein armes, aber braves und hübsches Mädchen aus seiner Heimatstadt als Hausfrau eingeführt, und zwei gesunde, reizende Kinder erhöhten das Glück der glücklichen Menschen.



Die Küchlein waren der Mutter nachgelaufen, sie konnten sie freilich nicht sehen.

„Ich setze ja nur den Fall.“ Schon am frühen Morgen des schönen und traurigen Frühlingstages, den wir beschrieben, befand sich in der geräumigen Wohnstube des Schlossermeisters Burghardt eine bunte Gesellschaft zusammen. Es waren Freunde und Bekannte Burghardts aus der Stadt, deren Wohnungen nicht so „glücklich“ gelegen waren, und die es ganz selbstverständlich fanden, daß man bei Burghardts sich die Sache mit ansehen. Und so waren sie herausgezogen mit Frauen und Kindern und belagerten die Fenster.

„Wir stören Sie doch nicht, Frau Burghardt?“ sagte der Herr Apotheker Müller, der mit Frau und Tochter sich eingefunden hatte. „Man sieht so etwas nicht alle Tage.“

„Und es ist so lehrreich für die Kinder,“ meinte die Frau Stadtschreiber Kemmler. „Fasse nur recht auf, Anton, und siehe, wie die Sünde bestraft wird, schon von dem irdischen Richter.“

„Es ist eigentlich schrecklich, so etwas,“ seufzte das alte Fräulein Lehmann, von der bekannt war, daß sie kein Hühnchen schlachten sehen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen. „Bitte, Herr Doktor,“ und das Fräulein drängte ihre hagere Gestalt an das Fenster vor.

„Mit Vergnügen, mein Fräulein,“ erwiderte der galante Doktor und verhalf dem nervenschwachen Fräulein zu einem hübschen Platz.

„Danke, Herr Heinrich.“ Herr Heinrich war Barbier, Chirurg, Zahntechniker und Hühneraugenoperator und wurde von seinen nähern Bekannten Doktor genannt.

„Ich muß mich ohnedies empfehlen, wollte nur im Vorbeigehen guten Morgen sagen. Muß assistiren, wenn der Kopf elektrisirt wird, und dann bei der Sektion. Prächtiges Exemplar. Gehorsamster Diener, meine Herrschaften.“

„Ablichenlicher Mensch, der Doktor.“ „Aber so sind sie, die Mediziner!“

„Gestatten die Damen, daß ich meine Morgen-Cigarre rauche?“ fragte der rücksichtsvolle Herr Stadtschreiber, indem er aus der bereits brennenden Cigarre blaue Wölkchen an die Decke blies.

Und während draußen die Armenjünder-Glocke läutete, und die Schaar der Neugierigen lärmend vorüber zog, plauderte die Gesellschaft in dem Wohnzimmer des Schlossermeisters über dies und das und behandelte natürlich auch den heutigen Fall von allen Seiten, und drängte sich an den Fenstern, um den Augenblick nicht zu veräümen, wo die arme Sünderin vorbeigeführt würde.

Nur der Hausherr und seine Frau hielten sich schweigend und abge sondert von den, heute wenigstens, unwillkommenen Gästen.

Das Frühstück stand unberührt auf dem Tische, sie konnten heute keinen Bissen genießen. Die junge Frau saß abge sondert in einer Ecke und verhüllte ihr Gesicht. Es war ihr entsetzlich, dieses frivole Getreibe um sie herum, während man einen Menschen zum Tode führte, und jeder Schlag der Armenjünder-Glocke machte ihr das Herz beben. In der vergangenen Nacht, — das Haus lag so entsetzlich nahe an dem Stadthor-Thurme —, in der vergangenen Nacht hatte sie trotz der geschlossenen Läden die Jammer-schreie der Unglücklichen gehört, und sie war an dem Fenster auf die Kniee gesunken und hatte für die Verbrecherin gebetet.

Ihr Mann, der junge Meister stand allein, abge sondert an einem Fenster, sein männlich schönes Gesicht war tief ernst, und schweigend, finstern schaute er hinunter auf die vorüberfluthende Menge.

Sein Freund, der Schreinermeister Seifert, klopfte ihm auf die Schulter:

„De, Arnold, was machst Du für ein finsternes Gesicht? Ich glaube gar, Du bemitleidest die Giftnüchlerin?“

„Ich bemitleide jeden Unglücklichen.“

„Und hättest sie als Geschworener frei gesprochen?“

„Ich? Nein, sie ist schuldig, sie muß sterben. Andere Gedanken sind es, die mich finstern machen. Die Unglückliche hat Kinder. Die Kinder der Gerichteten sind mit ihr gerichtet, sie sind gebrandmarkt für ihr Leben durch das Vorurtheil und den Unverstand der Menschen.“

„Bah, wer wird das die unschuldigen Kinder entgelten lassen!“

„Wer? Du, Ihr Alle! Das ist die furchtbare Härte des Gesetzes; es bestraft nicht nur den Verbrecher, nein, es bestraft auch seine unschuldige Familie!“

Der Meister neigte sich zum Ohre seines Freundes nieder und flüsterte:

„Anton, die Hand auf's Herz. Wenn jetzt ein Gensdarm hereinträte und mich verhaftete als — als Räuber und Mörder . . .“

„Ha, ha,“ lachte Herr Seifert, „Du machst sonderbare Scherze.“

„Dann, ich setze den Fall —, und mich verhaftete als

Räuber und Mörder, wie würde da die Gesellschaft hier, die lieben Freunde, auseinander stieben.“

„Wahrhaftig, Arnold, Du bist nicht geistreich.“

„Und — ich setze ja nur den Fall, — und wenn ich verurtheilt und gerichtet würde, würden die lieben Freunde meiner Frau und Kinder sich erbarmen? Ich sage Dir nein, diese Schuldlosen wären mit mir verurtheilt, sie müßten im Glend untergeben!“

„Welch' gräßliche Phantasie; die Giftnüchlerin hat Dir's heute angethan.“

„Ich setze ja nur den Fall. Und dann diese öffentliche Schau stellung, dieses gräßliche Volksfest um einen Menschen abschlachten zu sehen. Zur Abschredung, sagt man? Bah! Dieses blutige Schauspiel hat noch keinen Verbrecher abge schreckt, es macht die Menge nur roh und . . . Im Augenblick der That denkt kein Verbrecher an das Schaffot. So war es bei den gräßlichen Hinrichtungen des Mittelalters, so ist es heute noch!“

Der Obergesell Christian.

„Wahrhaftig, dort marschiren Deine Gesellen,“ setzte Burghard hinzu und deutete auf die Straße, „und dort die ganze Habrit der Herren Schenk u. Komp., die Arbeit feiert, wie an einem hohen Festtage. Bei mir nicht, meine Arbeiter nicht, ich gab den strengsten Befehl, ich wenigstens will kein . . .“

„Ha, ha,“ unterbrach ihn sein Freund, „und dort marschiren auch die Deinigen, Mann für Mann, und an der Spitze Dein Obergesell, der saubere Herr Christian.“

„Wahrhaftig! Da soll ja . . . Ich muß nun gleich selbst zum Rechte gehen!“ — „Nur, was soll das?“ herrschte er seinen Werkführer an, der eben eilig in die Stube trat.

„Meister,“ meldete dieser, „ich konnte sie nicht mehr halten, es war Alles umsonst. Der Christian machte die ganze Werkstatte rebellisch.“

Die Regierung lasse die Halbenbäuerin öffentlich köpfen, damit das Volk ein Beispiel daran nehme, so sagte er, und sie gehören auch zum Volke und kein Teufel und kein Meister könne ihnen verwehren, das mit anzusehen. Da sind sie alle fortgelaufen, trotz meiner Befehle und trotz meiner Bitten, der Christian hat mich nur ausgelacht. Nur der Heinrich, der Lehrling, ist zurückgeblieben, er könne keinen Menschen umbringen sehen. Dummer Bube, wirft's noch lernen, wenn Du Soldat bist, hat der Christian gelacht und hat ihm eine Ohrfeige gegeben. Jetzt sitzt der Heinrich auf der Hobelbank und heult.“

Dem Meister schwoh die Stirnader. „Was, Rebellion in meiner Werkstätte? Ha, ich werde Ordnung schaffen! Dieser Christian Schell . . .“

„Ja, dieser Christian Schell,“ fiel Herr Seifert ein. „Ich kann nicht begreifen, daß Du diesen Thun und nicht schon längst zum Teufel gejagt hast. Ein Schandmacher, ein Kaufbold erster Klasse, er trinkt und spielt und ich halte den Burschen jeder Schandthat süßig. Er bringt Dein ganzes Geschäft noch in Mißcredit.“



„Es ist eigentlich schrecklich, so etwas“, seufzte das alte Fräulein Lehmann.

„Er ist einer meiner besten Arbeiter.“ entgegnete Meister Arnold finster, „ein talentvoller Mensch, wir sind dabei auf einer Schulbank gesessen, und — ich mag einen Schulkameraden nicht zu Grunde gehen lassen, wenn noch Hoffnung ist, ihn zu retten, aber . . .“

Sie kommt, sie kommt.

Hier wurde Herr Burghardt unterbrochen durch irrende Ausrufe der Gesellschaft, die sich wieder nach den Fenstern drängte:

„Sie kommt, sie kommt!“

„Wie blaß sie aussieht“, flüsterte die Frau Stadtdreibein

„Ach, Gott!“ seufzte die nervenschwache Fräulein ebmann und machte einen Versuch in Ohnmacht zu allen, der jedoch gänzlich mißglückte, da sich Niemand an sie bekümmerte.

Des Apothekers hübsches Töchterlein bekam nasse Augen bei dem traurigen Anblick, und unter andern Umständen hätte sie schwerlich übersehen, daß der smucke Dragonerlieutenant, welcher den Zug anführte, seinen Blick nach dem Fenster warf, an dem sie stand. Der traurige Zug nahte sich.

Ein offener Wagen, umgeben von einem Zuge Dragoner. Diese Entstellung militärischer Macht hatte nur den Zweck, dem Volke eine größere Feierlichkeit zu verleihen. Das reiche, junge Weib, das auf dem Wagen saß, bewachte weder der Bewachung, noch des Schutzes, noch wer in dieses faß schon erstorbene Antlitz anstarrte, mußte ein hartes Herz haben, wenn es nicht von Mitleid bewegt wurde mit der Bedauernswerthen, die in wenigen Augenblicken zu Verbrechern mit dem Leben büßen sollte.

Die Unglückliche hatte ihre Hände im Schoße geklammert, und das Haupt auf die Brust gesunken stierte sie vor sich hin; sie schien kein Bewußtsein mehr zu haben von ihrer Umgebung, und der Geistliche, der ihr gegenüber saß, verschwendete offenbar seine Trostsprüche in taube Ohren.

Da plötzlich kam der Zug in's Stocken. Ein Mädchen und ein Knabe suchten sich zwischen den Pferden der Dragoner hindurch zu drängen, und kaum gelang es mitleidigen Händen, die Kinder vor dem Hufschlag der Pferde zu schützen. Das eine Pferd bäumte sich und streifte die Stirne des Mädchens, und der Bube rief: „Mutter, Mutter!“ und hob die kleinen Hände.

Das Ohr der Verbrecherin war bereits todt für diese Erde, das Ohr der Mutter erfaßte noch einmal seinen letzten Liebeston, ein flüchtiges Roth färbte ihre bleichen Wangen, noch einmal flammte ihr Auge auf, dann sank ihr Haupt wieder auf die Brust. „Vorwärts!“ kommandirte der Offizier und der Karren sollte weiter.

„Die Kinder der Verurtheilten!“
„Das ist entsetzlich“, sagte Meister Arnold mit bebender Stimme. „Ich glaube, das Mädchen ist verumündet. Laßt, nehmen wir die armen Kinder von der

Straße weg, sie sollen an diesem für sie so schrecklichen Tage Trost und Liebe in meinem Hause finden.“

Und seine tief erschütterte Frau stützend, verließ er mit ihr das Zimmer.

Sechs Wochen später.

Seit den geschilderten Ereignissen waren sechs Wochen vergangen. Der Stadthorthurm hatte alles Interesse verloren, er war wieder zu einem ganz gewöhnlichen Steinkloß herabgesunken, hinter dessen Gitterfenster sich nur noch alltägliche Spitzbubengesichter zeigten, wie man sie auch außerhalb des Thurmes sehen konnte; nicht der Mühe werth, deshalb hinaufzuschauen. In der Nische unter dem Thorbogen hatte ein Bäckerweib ihren Obsthandel aufgeschlagen. Auf der Wiese, wo das Schaffot gestanden, sproßte wieder üppiges Grün. Der Kopf der Giftnüchlerin, in Spiritus, bereicherte die Sammlung der Anatomie, und ihre That war bereits von zwei talentvollen Künstlern in Musik gesetzt, in einem grauenvollen Bilde verewigt, und wurde auf den Jahrmärkten zur Erbauung der Menge abgeorgelt.

Die Kinder der Gerichteten waren in dem gastfreundlichen Hause Burghardts einige Tage gepflegt worden, dann wurden sie von der Polizei in ihren

Heimatsort zurückgeschickt. Die Gemeinde wußte eigentlich nicht, was mit den Waisenkindern anfangen. Es war zwar noch ein Dunkel da, der Bruder ihres vergifteten Vaters, allein der Mann war nicht wohlhabend und hatte selbst ein Häuflein Kinder. Und seine Kinder und die Kinder der Mörderin seines Bruders?! Nicht daran zu denken! Und den Waisen, die weinend auf der Freitreppe seines Hauses kauerten, blieb seine Thüre verschlossen.

Ein Versuch, die Kinder zu versteigern, d. h. an den Wenigstnehmenden in Verpflegung zu geben, schlug gänzlich fehl. Die Weiber betrauzten sich und die Männer flüchten. „Nicht um eine Million!“ „Die Kinder einer Giftnüchlerin!“ „So etwas steckt im Blute, und wenn die Hanger einmal größer geworden sind, man könnte ja keine Suppe mehr essen!“

Die Kinder irrten von Haus zu Haus, und wurden schließlich und einstweilen in dem Gemeindegefängnis untergebracht und nothdürftig verpflegt.

Der Bürgermeister in seiner Noth wendete sich an den Schlossermeister Burghardt, von dem er wußte, daß er sich der Kinder angenommen habe, und diesem gelang es, aus eigenen Mitteln und durch Sammlung bei seinen Freunden und Bekannten, eine kleine Summe zusammenzubringen, die, nebst dem pflichtmäßigen Beitrag der Gemeinde, hinreichte, die Kinder der Gerichteten in das Waisenhaus der Stadt einzukaufen.

In der Gartenlaube.

Also sechs Wochen nach den geschilderten Ereignissen saß Meister Burghardt mit seiner Familie vor seinem Hause in der Gartenlaube beim Frühstück. Mit einem strahlenden Ausdruck des Glückes ruhete sein Auge auf seiner hübschen jungen Frau und seinen netten, geunden



Das eine Pferd bäumte sich und streifte die Stirne des Mädchens und der Knabe rief: „Mutter! Mutter!“ und hob die kleinen Hände.

Kindern, die, der vierjährige Adolf und das dreijährige Lieschen, wader in ihr Butterbrot einbissen.

„Noch eine Tasse, liebe Luise, ich habe mir heute schon einen tüchtigen Hunger erarbeitet. Danke! Und höre einmal, Adolf, mein Junge, hast du dein Frühstück auch schon mit Arbeit verdient?“

Diese merkwürdige Frage seines Vaters würdigte der kleine Adolf keiner Antwort, und machte schweigend einen Angriff auf ein zweites Butterbrot. Das kleine Lieschen lachte.

„Warte, du kleiner Schelm, ich glaube gar, du lachst deinen Vater aus. Nun, ihr werdet's schon noch lernen, euer Frühstück mit Arbeit verdienen. Adolf, denke ich, soll ein tüchtiger Schlosser werden. Das Handwerk hat einen goldenen Boden“, setzte Burghardt hinzu und streifte mit einem fröhlichen Blick sein nettes Häuschen und den in Blumen prangenden Garten.

„Für mich hat es einen goldenen, einen glücklichen Boden gehabt. Und du, Luise“, sagte er zu seiner Frau und reichte ihr die Hand, „was wirst denn du aus deinem Lieschen machen?“

„Nun“, lächelte diese, „ich denke, unser Lieschen soll einmal eine brave Hausfrau werden.“

„Bravo! Aber hast du Lieschen denn auch schon gefragt, ob es heirathen will? Was meinst du, Lieschen? Willst du heirathen?“ Das Mädchen nickte ernsthaft mit dem Kopfe.

„Richtig, sie will heirathen! Und wen denn, mein Kind?“

„Den Adolf“, antwortete das Mädchen und lachte sein Brüderchen an.

„Ha, ha, ha! Das giebt ja eine prächtige Partie!“

„Lieber Arnold, hast du Nachricht von den Kindern des unglücklichen Weibes? Du weißt“, fragte Frau Luise.

„Richtig, ich vergaß dir zu sagen. Ich war gestern im Waisenhaus. Der Vorsteher sagte mir, die Kinder seien recht brav und willig, und nicht ohne Fähigkeit. Er hofft etwas Tüchtiges aus ihnen zu machen. Und ich — und ich will, trotz dem Unverstand und dem Vorurtheil der Menschen, den Beweis liefern, daß die Kinder einer Gerichteten nicht auch gerichtet und gebrandmarkt sein müssen. Wenn der Fritz 14 Jahr alt ist, nach seiner Konfirmation, nehme ich ihn als Lehrling in mein Geschäft und hoffe, er soll ein braver Handwerker werden.“

„Du bist ein guter Mensch, Arnold“, sagte seine Frau und ihr Auge wurde feucht; „das ist brav und edel von dir. Und — ich meine später, und wenn du es erlaubst — unsere Haushaltung wird immer größer — und da könnte vielleicht das Mädchen, die Anna . . .“

„Richtig, die Anna“, unterbrach der Meister, „die nehmen wir zu uns als Stütze der Hausfrau, und es soll unser Stolz sein, aus den Kindern der Gerichteten brave und geachtete Menschen zu machen!“

Der Brillantschmuck.

„He, Abraham, auf ein Wort“, rief der Meister einem Vorübergehenden zu.

In den Garten trat ein alter Jude; ein bis auf die Brust herabwallender grauer Bart gab dem scharf gezeichneten Gesichte ein würdiges Aussehen und unter den buschigen Augenbrauen blitzten ein paar kluge Augen. Der Zwergsack, den er über der Schulter trug, kennzeichnete sein Gewerbe.

„Guten Morgen, Herr Burghardt“, sagte er, seinen abgegriffenen Hut lüpfend. „Thut's doch meinem alten Herzen wohl, so glückliche Menschen zu sehen, wie der Herr Burghardt mit seiner Frau Liebsten und den Kinderchen.“

„Ei, ei, Abraham“, lachte der Meister, „ich fürchte, Ihr werdet in Euerm alten Lager noch ein Schmeichler und Komplimentenmacher.“

„Wie haist, Schmeichler? Der alte Abraham schmeichelt nicht. Seid Ihr nicht, Herr Burghardt, ein glücklicher Mann? Und, Frau Burghardt, er verdient's, wahrhaftig und Gott, er verdient's. Haben Sie was zu handeln? Alte Kleider, Eisen, Messing, Gold und Juwelen?“

„Gold und Juwelen, in Euerm Zwergsack da?“ lachte die Meisterin.

„Nur in Kommission, nur in Kommission, Frau Burghardt, Gott der Gerechte, wie läme der Abraham zu Gold und Juwelen. Sind aber schon kostbare Edelsteinen durch meine Hand gelaufen. Fragen Sie einmal die alte Frau Geheimrätthin von Bernau. Tragt sie nicht an ihrem alten Hals ein Geschmuck von Perlen und köstlichem Gestein, und hat sie nicht baar dafür gegeben 4000 Thaler in blankem Gold?“

Der Meister fuhr erregt auf. „Viertausend Thaler baar bezahlt?! Ist das wahr oder halt Ihr aufgeschnitten, Abraham?“

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin“, behauptete der Jude. „Und 's ist ihr nicht einmal schön genug; sie will die Steine anders fassen lassen; es sei nicht mehr modern, sagt sie. Ja, ha, ha! Sie ist auch nicht mehr modern, das alte Gestell!“

„Es ist empörend“, rief Herr Burghardt und die Ader schwoll auf seiner Stirne. „Der alte, geizige Satan . . .“

„Aber Arnold, ich bitte Dich!“

„Lasse mich, ich habe Grund empört zu sein. Viertausend Thaler für einen Schmuck! Gerade so viel schuldet sie mir seit mehr als zwei Jahren für den Wintergarten, den ich an ihre Wohnstube angebaute, ein Frachtbau in Glas und Eisen, damit die alte Kofette auch im Winter unter Palmen und Dampfen lustwandeln kann. Wie oft habe ich sie um Zahlung gebeten! Ich brauche das Geld für mein Geschäft, und die Zinsen haben schon längst meinen Gewinn aufgefressen. Ich bin jedesmal schüchtern abgewiesen worden, wie ein Bettler. Sie habe jetzt keine Zeit, oder sie habe im Augenblicke sonst große Auslagen, überhaupt solle ich sie nicht so oft belästigen, ein reicher Mann wie ich, um so eine Bagatelle!“

„Lieber Arnold“, beschwichtigte seine Frau. „Bitte, mäßig: Dich, die Letzte bleiben ja auf der Straße stehen!“



In den Garten trat ein alter Jude.

„Meinethalben mag es die ganze Stadt hören,“ rief der Meister in zorniger Aufregung. „Die reichen Faulenzer, die zu bequem sind in ihre vollen Kassen zu langen, sind es, die das Handwerk zu Grunde richten! Aber meine Geduld ist erschöpft und ich werde Abrechnung halten mit dieser Geheimrätin v. Bernau, so oder so!“

Burghardt hatte so heftig und laut gesprochen, daß allerdings die Vorübergehenden aufmerksam wurden. Eine Gruppe blieb sogar einen Augenblick stehen und blickte nach der Laube herüber.

„Was hat nur der Burghardt mit der alten Bernau? Er ist ja ganz wüthend?“ sagte der Schneidermeister fröhlich zum Bäcker Meier.

„Er hat schon lange einen Spahn auf sie,“ erwiderte dieser. „Sie ist ein alter Geizteufel und zählt nicht. Ich habe sie auch in meinem Buche stehen.“

„Du hast Recht, Luise,“ sagte Meister Burghardt und wischte die Stirne; „es ist Thorheit sich zu erheben; übrigens werde ich heute noch mit ihr abrechnen. Und nun, Abraham, zum Geschäfte. Kömmt Ihr altes Messing brauchen? Ich habe einige Zentner.“

„Warum soll ich's nicht brauchen können, Herr Burghardt? Ich kann Alles brauchen. Doch vorher möchte ich ein Wort im Vertrauen mit Ihnen sprechen.“

„Redet, vor meiner Frau habe ich keine Geheimnisse. Doch da kömmt der Briefträger, fertigen wir den ab. Briefe für mich, Herr Belzer?“

„Einen Einschreibe-Brief aus der Residenz, Herr Burghardt.“

Das Geld-Paket.

Der Meister griff hastig darnach und riß den Brief auf: „Wünsche mir Glück, Luise, die große Lieferung ist mir zugeschlagen. Das ist in der That eine freudige Nachricht. Und dieses Geldpaket, Herr Belzer? Ich erwarte auch Geld aus der Residenz.“

„Bedauere,“ lachte der Briefträger; „hätte es Ihnen lieber gegönnt, als der alten Bernau.“

„Der Geheimrätin?“

„Freilich! Zehntausend Thaler in Bankscheinen. Was diese Frau ein Geldspiel einnimmt, ist nicht zu sagen.“

„Und mich bezahlt sie nicht,“ rief Burghardt in jeder auslösenderndem Tone. — „Ich muß morgen in die Residenz und Kautio: stellen, oder die Lieferung ist mir verloren. Aber heute noch will ich diese ernau . . .! Ich muß heute noch mein Geld haben, und möchte ich dem geizigen Weibe den Brillantschmuck in dem dünnen Halse reißen!“

„Sei nicht so heftig, ich bitte, lieber Arnold,“ flehte eine Frau. „Sie wird Dich gewiß bezahlen, wenn u ihr nur ruhig Deine Lage schilderst.“

„Nun ja,“ entgegnete der Meister, „ich will mich ja hammennehmen, Dir zu Liebe. Ich bin eben jetzt se ein überheizter Dampfessel,“ setzte er lachend zu, „und habe das Sicherheitsventil ein wenig gemet, daß es keine Explosion gebe. Veruhige Dich, wie, der Dampfessel hat jetzt wieder seine normale pannung. Und nun, Abraham, zu unserm Geschäfte. Guten Morgen, Herr Belzer.“

„Und guten Morgen, Herr Abraham,“ sagte Frau ise und erhob sich. „Mich rufen Haushaltungschäfte. Kommt, Kinder!“

„Wir sind nun allein, Vater Abraham, was habt hr mir zu vertrauen?“

Der Jude Abraham.

Der Jude sah sich ängstlich um. „Wir können doch

nicht belauscht werden? Es war mir vorhin, als ob Jemand hinter der Laube laure.“

„Ha, ha, ha! Was Ihr ängstlich seid, alter Abraham. Einer meiner Leute wird vorübergegangen sein. Habt Ihr mir denn so wichtige Geheimnisse anzuvertrauen?“

„Wie man will,“ flüsterte der Jude. „Schicken Sie mir das Messing, ich zahle den gewöhnlichen Preis. Aber nicht durch den Schell!“

„Wie, Ihr meint Christian, meinen Obergesellen?“

„Ist ein schlechter Mensch, Herr Burghardt. Be-steht seinen Herrn!“

„Was, Christian ein Dieb?!“

„Gott der Gerechte, schreien Sie nicht so. Wenn der Schell es hört, schlägt er mich todt. Ist ein gefährlicher Mensch, der Schell, und will den alten Abraham auch zum Spießbuben machen.“

„Christian ein Dieb? Ich glaube es nicht,“ fuhr der Meister auf. „Leichtsinnig ist er, ein Kaufbold und . . . aber kein schlechter Kerl!“

„Doch, doch, Herr Burghardt, ein schlechter Kerl; will den alten Abraham jedesmal verleiten falsch Gewicht zu machen, daß ein Paar Thaler Taschengeld für ihn abfallen, und . . .“

„Also doch!“

. . . und das ist noch nicht Alles; hat mir schon kostbare Werkzeuge angeboten zu kaufen, Werkzeuge mit Eurem Stempel, aus Eurer Fabrik. Ist ein schlechter Mensch. Hat mir gedroht, er schlage mich todt, wenn ich ihn verrathe! Gott, wenn er es wüßte! Wir werden doch nicht belauscht? Dort hinter der Bretterwand!“

„Der Schurke!“ rief Herr Burghardt und erhob sich. „Ich habe ihn dem Elende entrissen, ich wollte einen tüchtigen Menschen aus ihm machen, ich habe ihn behandelt wie einen Bruder! Aber jetzt bin ich zu Ende. Ein Dieb! Heute noch jage ich den Elenden aus dem Dienste und überlasse ihn seinem Schicksale!“

„Gott der Gerechte! Haben Sie nichts gehört?“ rief Abraham ängstlich und deutete nach der Bretterwand. „Ich habe durch die Spalte ein Auge blitzen sehen, und jetzt — hören Sie, es knirscht im Kiese wie ein eiliger Schritt!“

„Ihr seid ein Hasenfuß, alter Abraham. Ich reise morgen in die Residenz und sobald ich zurückkomme, schicke ich Euch das Messing. Guten Morgen.“ Der Meister verließ den Garten und trat in das Haus.

Der Jude warf im Fortgehen noch einen mißtrauischen Blick nach der Bretterwand: „Will ich nicht sein ein ehrlicher Mann, ist Jemand hinter der Bretterwand gesteckt. Wenn's der Schell gewesen wäre! Gott der Gerechte!“

„Doch mit des Geschickes Mächten

„Ist kein ew'ger Bund zu flechten

„Und das Unglück schreitet schnell!“

Es mochte nicht mehr weit von Mitternacht sein an dem gleichen Tage. Meister Burghardt saß an seinem Schreibtische, und beim Lichte einer Petroleumlampe ordnete er Papiere und schrieb Bemerkungen nieder.

„Lieber Arnold,“ rief die Stimme seiner Frau aus dem benachbarten Zimmer, dessen Thüre offen stand, „lieber Arnold, kommst Du noch nicht bald zu Bette?“

„Noch eine kleine Geduld, liebe Luise,“ antwortete der Meister. „Ich habe noch einige Berechnungen zu machen, die ich morgen nöthig habe. Uebrigens ist

mein Koffer gepackt, und der Zug geht ja erst um 8 Uhr. Schlafen die Kinder?"

"Wie die Engel," erwiderte die Stimme aus der Schlafstube. "Gute Nacht, Arnold, mir fallen die Augen zu."

"Gute Nacht, meine liebe Luise."

Eine halbe Stunde mochte verlossen sein. Die tiefe Stille der Nacht wurde nur unterbrochen durch das Ticken der Wanduhr und das Kreischen der Feder des schreibenden Meisters. Aus dem anstoßenden Gemache tönten die ruhigen Athemzüge, die ein gesunder, glücklicher Schlaf gewährt.

Da gelte die Hausglocke, rasch und heftig gezogen. Der Meister schreckte in die Höhe: "Was bedeutet das? He, wer ist da unten!" rief er zum Fenster hinans. "Deffnen Sie, im Namen des Gesetzes!" tönte eine Stimme von außen.

Burghardt zog die Schnur, und gleich darauf betrat ein Polizeibeamter das Zimmer.

"Herr Schulze?" sagte der Meister, den Beamten mit erstauntem Blicke messend, "was verschafft mir zu so später Stunde die Ehre?"

Der Beamte legte zwei Gegenstände auf den Tisch. "Herr Burghardt," sagte er in ernstem Tone, "ist dieser Hammer Ihr Eigenthum?"

"Allerdings," erwiderte Burghardt, "er trägt meinen Stempel. Aber ich begreife nicht . . ."

"Nur Geduld," unterbrach ihn der Beamte gemessen. "Und dieses seidene Tuch, ist es das Ihre?"

"Auch das ist richtig," erwiderte der Gefragte erstaunt. "Wie kommt das Tuch in Ihre Hand! Ich habe es heute Abend noch benützt, und muß es . . ."

Der Beamte entfaltete das Tuch: "Wie Sie sehen, ist dieses Tuch blutig; und wie ich bemerke, trägt auch Ihr Vorhemd Blutstefen."

"Mein Herr," rief der Meister mit erregter Stimme, "was soll das heißen? Halten Sie mich für einen Verbrecher?!"

"Das soll heißen," erwiderte der Beamte mit ruhiger Stimme, "daß Frau Geheimrätbin von Bernau heute Nacht in ihrem Wohnzimmer ermordet und beraubt worden ist. Mit diesem, Ihrem Hammer ist sie erschlagen worden, und dieses seidene, mit Blut getränkte Tuch fand man in ihrem Zimmer."

"Varmherziger Gott!" rief der Meister und schlug entsetzt die Hände zusammen.

"Und dieser Koffer," fuhr der Beamte fort und deutete auf einen kleinen Handkoffer, der auf einem Stuhl lag, "was bedeutet er?"

"Ich reise morgen in die Residenz."

"Deffnen Sie den Koffer!"

Als wenn ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren wäre, so erschütterten diese Worte den Schlosser. Mit bleichem Antlitz und bebenden Lippen stammelte er: "Den Koffer öffnen? Unmöglich! Ich bin kein Mörder! Ich kann den Koffer nicht öffnen!"

"Arnold," tönte aus dem Schlafzimmer seiner Gattin eine ängstliche Stimme, "wer spricht so laut, wer ist bei Dir?!"

"Luise!" rief der unglückliche Mann und fiel kraftlos auf einen Stuhl, "erhebe Dich und kleide Dich an, das Unglück bricht über uns herein!"

"Burghardt, seien Sie vernünftig, öffnen Sie den Koffer," sagte der Beamte in beglittendem Tone, "Sie machen sich ja durch Ihre Weigerung verdächtig!"

Stumm reichte der Meister den Schlüssel.

Der Beamte öffnete den Koffer und untersuchte seinen Inhalt: Ein schwarzer Anzug, Weiszeug, ein Paar Stiefel . . . aus dem einen Stiefelrober fiel ein sorgfältig verwahrtes Paket. Der Beamte löste die Schnur. Ein dicker Geldbrief, fünffach gestiegelt, mit der Adresse:

"Ihrer Hochwohlgeboren Frau von Bernau. Werth 10,000 Thlr."

und ein Stui von Leder. Der Beamte öffnete es und ein Halschmuck von Perlen und Brillanten funkelte ihm entgegen.

Der Mann der Polizei erleichte und seine Hand zitterte leicht, als er die Gegenstände wieder zurück legte. "Burghardt! Unglücklicher Mann. Das ist entsetzlich!"

Burghardt, der dem ganzen Verfahren fast bewußtlos, mit verstümmtem Blicke gegenüber saß, machte einen Versuch sich anzuraffen: "Herr Amtmann, ich bin unschuldig! Beim allbarmerherzigen Gott schwöre ich . . ."

"Nicht hier, Sie werden sich vor dem Richter zu verantworten haben. Herr Burghardt, im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie!"

Der Beamte öffnete die Thüre und zwei Gensdarmen traten auf die Schwelle.

Unter der Thüre zur Schlafstube erschien Frau Luise in eilig übergeworfenen Kleidern.

"Arnold! Um Gotteswillen, was geht hier vor? Was soll die Polizei?!"

"Sie sagen, ich sei ein Mörder!" schrie der Unglückliche in verzweiflungsvollem Tone und stürzte nach der Thür.

Mit einem mitleidigen Blick auf die arme Frau folgte der Beamte.

Die Magd, die von dem Beamten benachrichtigt gleich darauf zitternd das Zimmer betrat, fand ihren Gebieterin bewußtlos auf der Thürschwelle liegen.

Zwischen-Akt.

Die Nachricht von dem an der alten von Bernau verübten Raubmord, und daß der Schlossermeister Burghardt als muthmaßlicher Thäter verhaftet sei, hatte die ganze Stadt in gewaltige Aufregung. Ein anderes Ereignis, welches unter gewöhnlichen Umständen auch sehr aufregend gewirkt haben würde, machte, dem großen Raubmorde gegenüber, nur geringes Aufsehen. Nämlich an dem gleichen Abende, wo der Raubmord an der alten Geheimrätbin verübt wurde, war der alte Weinham hinter seinem Pudentische liegend gefunden worden. Er hatte mit einem stumpfen Instrument einen Schlag auf den Kopf erhalten und war längere Zeit bewußtlos. Als er wieder zu sich kam, sagte er aus, er habe, an seinem Schreibpulte stehend, plötzlich einen Schlag vom hinten erhalten, und er habe den Thäter nicht gesehen.



"Burghardt, unglücklicher Mann, das ist entsetzlich!"

ber es könne Niemand anders gewesen sein, als Christian Schell, der fortgejagte Obergezell des Schlossermeisters Burghardt, der habe ihm gedroht, ihn todt schlagen. Darauf hin war Schell am andern Morgen in einem verrufenen Wirthshause aufgegriffen und verhaftet worden.

Aber eine Geheimrätthin und ein alter Handelsjude, der der Schlossermeister Burghardt und ein lüderlicher Jelle, die Fälle waren gar nicht zu vergleichen. Und dem war der Jude nicht einmal todt, und erholte sich langsam wieder von seiner schweren Verwundung. Die Gattin des unglücklichen Schlossermeisters hatte die furchtbare Schreck, dieser Blitzstrahl aus heiterem Himmel, auf das Krankenlager geworfen, und die Aerzte eiferten an ihrem Aufkommen.

Im Biergarten.

Mehrere Wochen waren vergangen, die Untersuchungen waren geschlossen, und in wenigen Tagen sollte das Schwurgerichtsverhandlung stattfinden.

Am Abend war in dem Garten der Bierbrauerei ein goldener Stern, einem beliebten Vergnügungsorte ebrianten Bürger der Stadt, eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Das Stadtorchester spielte lustige Lieder, die Tische und Tischchen waren besetzt mit Studenten, Bürgern und Studenten, das Bier schäumte den Gläsern, die hübschen Kellnerinnen flogen — Lachen, Singen und ein donnernder Salamander am Himmel — es war ein Bild von Lebenslust und Fröhlichkeit.

Nur an einem großen, runden Tische in der Mitte des Gartens ging es etwas ernsthafter zu; er war besetzt mit Bürgern der Stadt, ehemaligen Freunden und Bekannten des Schlossermeisters Burghardt und auch mit dem Herrn Doktor.

„Herr Doktor“, sagte der Bäckermeister Meier und schaute den Schaum von seinem Bierglase, „Ihr habt gestern der Frau Burghardt Blutegel gesetzt, ist sie nicht auf der Besserung?“

„Sie ist über dem Graben“, erwiderte Chirurg Heinrich, „sich ist ein wahres Wunder, in Anbetracht, daß der Herr Meier sich wegen ihr in den Haaren lagen.“ Der Herr Meier war kein Freund von den Ärzten, von denen er behauptete, sie seien alle Pfluscher, er, der Chirurg, natürlich ausgenommen.

„In den Haaren gelegen?“ lachte der Schneidermeister Fröhlich, der sich für einen großen Witzhobdler, unmöglich, einer von den Herren hat ja einen Glaskopf.“

„Und das war der Burghardt ihr Glück, denn just ein Glaskopf hat sie ihr Leben zu verdanken, denn hätten die andern beiden nicht in die Haare gerathen.“

„Es wäre besser für das arme Weib, sie wäre geblieben“, sagte Schneidermeister Seifert ernst und ohne einen kleinen Witzgehecht die gebührende Anerkennung zu geben. „Und die armen Kinder! Die Familie des Burghardt wird mit verurtheilt! Ja, so hat er selbst gesagt, der unglückliche Burghardt!“

„Aber wer sagt denn, daß er verurtheilt wird?“ warf Apotheker Müller ein.

„Die Blutflecken an seinem Hemde“, meinte der Schneidermeister Fröhlich.

„Kommen vom Nasenbluten, sagt er.“

„Sagt er, natürlich, das sagt jeder Mörder“, erwiderte fast heftig der Schneider.

„Aber die chemische Analyse?“

„Kann ermitteln, ob das Blut von einem Menschen oder von einem Esel ist, aber das Blut von einer

alten Geheimrätthin und einem jungen Schlosser zu unterscheiden, ist der Wissenschaft noch nicht gelungen.“

„Und ist doch ein gewaltiger Unterschied!“

„Und sein seidenes Tuch?“

„Hat er bei seinem Abendbesuche bei der Bernau liegen lassen.“

„Was hatte er Nachts zehn Uhr noch bei der Bernau zu thun? Um diese Stunde sah ihn der Herr Stadtschreiber Kemmler aus dem Hause der Bernau kommen und eine Viertelstunde später fand man die alte Dame todt, ermordet. Ist's nicht so, Herr Kemmler?“

„Allerdings“, bestätigte der Herr Stadtschreiber, „und ich kann den Herren genauere Mittheilung machen, habe ich doch Gelegenheit gehabt, Einsicht von den Untersuchungsakten zu nehmen, nämlich:“

„Burghardt behauptet, bei seinem Vormittagsbesuche, den er bei der Bernau machte, um seine Forderung zu betreiben, auf diese späte Abendstunde bestellt worden zu sein, wo er nicht nur sein Geld, sondern auch Aufträge für die Residenz erhalten sollte. Am Abend sei er von der Geheimrätthin freundlich empfangen worden; sie habe ihm ein versiegeltes Geldpaket von 10,000 Thaler übergeben mit der Bitte, die ihm schuldigen 4000 Thaler daraus zu entnehmen und die 6000 Thaler bei ihrem Bantier in der Residenz zu deponiren. Ferner habe sie aus ihrem Sekretär das Etui mit dem kostbaren Schmucke entnommen und ihn gebeten, denselben dem Juwelier Goldheim in der Residenz zu übergeben. Da sie ihn moderner fassen lassen wolle. Sie vertraue diese Kostbarkeiten lieber ihm an, der ihr als zuverlässiger Mann bekannt sei; auf der Post seien schon Veruntreuungen vorgekommen. Morgen werde sie ihrem Bantier und dem Herrn Goldheim selbst schreiben.“

Ferner giebt Burghardt an, bei seinem Abendgange zu der Bernau habe ihn auf der Straße ein heftiges Nasenbluten befallen, und sein seidenes, blutiges Tuch müsse er aus Versehen bei der Geheimrätthin haben liegen lassen.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Schneider, „das ist ja ein Märchen aus Tausend und einer Nacht. Diese alte Bernau, dieser Geizteufel, sollte irgend einem Menschen eine so große Summe anvertrauen? Gut erfunden, aber das glaubt kein vernünftiger Mensch. Ich und der Maier haben ja mit eigenen Ohren gehört, wie er in seinem Garten furchtbare Schmähungen gegen die Bernau ausgestoßen und gedroht hat, ihr zu Leibe zu gehen. Ist's nicht so, Maier?“

„Nun, gar so arg ist's gerade nicht gewesen“, entgegnete der Bäckermeister, „aber aufgeregt war er, und hat laut über die alte Schachtel geschimpft.“

„Was geschimpft, gedroht hat er“, eiferte der Schneider, „der Jude Abraham war auch im Garten, und wird es bei Gericht bezeugen müssen. Ah, da ist er ja! O, alter Abraham, kommt einmal daher und erzählt uns die Geschichte von dem Burghardt, Ihr seid ja ein Hauptzeuge!“

„Guten Abend, meine Herren“, grüßte der Jude. „Haben die Herren noch ein Plätzchen für mich? Gott der Gerechte, ist das eine Unglücksgehecht. Wahrhaftig und Gott, gäbe ich meinen ganzen Wochenprofit, wenn ich nicht müßte zeugen gegen den unglücklichen Mann. War auch ein Unglücksstag für mich. Will ich nicht sein ein ehrlicher Mann, wenn nicht der Christian, der Schell, hinter der Bretterwand gesteckt hat, und hat Alles mit angehört, wie ich ihn einen schlechten Menschen, einen Dieb gescholten habe. Hat mich ja fast selbst das Leben gekostet. War arg aufgeregt, der Burghardt, an jenem Morgen, und — ich



kann es nicht leugnen — er hat arg gethan über die Bernau, hat sie einen alten geizigen Satan gescholten, und er wolle ihr den Brillantschmuck von dem dürren Halse reißen. Den Profit eines ganzen Monates gäbe ich, müßte ich nicht zeugen. War sonst ein so braver Mann. Wahrhaftig und Gott!"

"Was, braver Mann? Ein Hochmuthsnarr war er, hat mich stets über die Achsel angesehen," eiferte der Schneider. "Nun hat er's! Gerechtigkeit muß sein, und wenn er mein Bruder wäre, ich müßte gegen ihn zeugen, und Ihr auch, Abraham, und Ihr Meier, und der Briefträger Belzer ist auch geladen!"

"Die arme Frau, die arme Frau, und die Kinderchen!" jammerte der Jude.

"Die fallen der Gemeinde zur Last", meinte der Stadtschreiber, "denn das Anwesen ist verschuldet und kommt unter den Hammer."

"Schöne Beizeherung! Die Gemeinde muß so schon zwei Mörderkinder verhalten, der Haldbäuerin ihre, und jetzt auch noch die zwei Rangen!"

"Schneider, haltet Euere böse Zunge im Zaume," rief der Schreiner Seifert und stieß zornig sein Glas auf den Tisch. "Die Kinder der Haldbäuerin hat Burghardt in das Waisenhaus eingekauft, die kosten der Gemeinde keinen Kreuzer, und seine eigenen Kinder sollen nicht betteln gehen, wenn es zum Schlimmsten kommt, wie ich fürchte!"

Armer Burghardt! Wenn Deine Freunde so über Dich urtheilen, was hast du von den Geschworenen zu erwarten?



„Haben die Herren noch ein Plätzchen für mich? Gott der Gerechte, ist das eine Unglücksgechichte!“

Zum Tode verurtheilt. Der verhängnisvolle Tag war angebrochen. Die Emporbühne des Sitzungssaales war dicht besetzt mit Neugierigen. Bis auf die Straße hinunter drängten sie sich. Ein so interessanter Fall. Nicht eine Bäuerin vom Lande, als Giftmischerin, nein, ein angesehenener Bürger der Stadt, des Raubmordes angeklagt, sollte abgeurtheilt werden.

"Bitte, drücken Sie nicht so, Herr Müller," sagte das nervenschwache Fräulein Lehmann, indem sie sich an die Brüstung der Galerie vordrängte.

"Bitte um Vergebung, Fräulein," erwiderte der Apotheker, "aber meine Frau möchte auch etwas sehen."

"Oh, mit Vergnügen, da rücken wir etwas zusammen. Und da ist ja auch die Frau Stadtschreiber."

"Uf!" keuchte die dicke Frau Stadtschreiber und zwängte sich zwischen das Fräulein Lehmann und die Frau Apotheker. Das hat Schweiß gekostet. Die Männer sind gar nicht mehr galant, überall habe ich mich durchdrücken müssen."

"Ich glaube, es geht noch nicht bald an," meinte die Frau Apotheker und zog einen Strickstrumpf hervor, "da kann ich wohl noch ein paar Mal herum..."

"Nein, meine Liebe," unterbrach sie der Herr Gemahl, "die Richter nehmen soeben ihre Plätze ein. Und da kommt auch schon der Angeklagte. Der Fall Abraham contra Schell kommt zuerst zur Verhandlung."

"Ah, welch ein hübscher Mensch, dieser Schell, und

wie er frei um sich blickt," sagte Fräulein Lehmann einen bewundernden Blick auf den Angeklagten werfend. "Ja, er ist ein ziemlich frecher Vursche."

"Und was der alte Abraham für ein ängstliches Gesicht macht, man könnte wahrhaftig meinen, er sei der Angeklagte und nicht der andere," meinte die Frau Apotheker und steckte ihren Strickstrumpf wieder ein.

"Sie werden doch den schönen Menschen nicht verurtheilen?" seufzte das alte Fräulein.

"Und zudem ist's ja nur ein Jude," warf die Frau Stadtschreiber ein.

"Aber, meine Damen," bemerkte der Herr Apotheker, "in unsern aufgeklärten Zeiten darf man auch einen Juden nicht ungestraft todt schlagen. Ja, im Weichalter, da... Doch stille, die Verhandlung beginnt."

Und die Verhandlung begann. Die Anklage wurde verlesen, der Staatsanwalt schilderte den Angeklagten als einen verruchten Uebelthäter und begründete seinen Antrag auf vier Jahre Zuchthaus, sein Anwalt beantragte in einer glänzenden Rede, daß sein Klient ein wahrer Engel an Unschuld sei, die Zeugen für den Angeklagten wurden von dem Staatsanwalt, und die Zeugen für den Juden von dem Vertheidiger für raffinierte Lüge erklärt, und da es dem Angeklagten gelang ein

nachzuweisen, so wurde er von den Geschworenen einstimmig freigesprochen.

"Gottlob!" seufzte Fräulein Lehmann, als der Angeklagte mit einem triumphirenden Blicke den Saal verließ.

"Was der Jude für ein verblüfftes Gesicht macht."

"Doch stille, jetzt kommt die Hauptsache, da bezeugt sie den Burghardt."

"Ach, wie er da aussieht!"

"Das macht die Zeugnisloft."

"Gott, wenn ich bedenke wie wir mit diesem Mörder-Neuten intim geworden sind!"

Auf der Anklagebank, zwischen zwei Gensdarmen saß ein bleicher Mann. Sein Auge streifte die Galerie, als suche er einen Blick der Liebe zu erhaschen. Es traf nur auf Augen, die neugierig zu ihm herüberstarrten. Die mit Liebe zu ihm niedergeblickt hatte seine Gattin, lag daheim in ihrer Stube auf den Knien und rang die Hände: "O Gott! O Gott! So hast Du uns denn verlassen!"

Was sollen wir die Verhandlung schildern? Die Beweise gegen ihn waren zu fürchtbar, zu vernichtend. Man las die Uebersetzung seiner Schuld in der Besichtigung der Richter, der Geschworenen, der Zuschauer.

Auch sein Vertheidiger konnte nicht warm werden, er sprach gewählt, pflichtgemäß, förmlich. Seine Rede war wirkungslos.

Die Geschworenen sprachen einstimmig ihr Schlußurtheil. Bei Verkündigung des Todesurtheiles hielt Fräulein Lehmann doch für schicklich in Ohnmacht zu fallen.

In dem bleichen Gesichte des Verurtheilten flammte eine Röthe auf, er erhob sich, sein Mund bewegte sich als wolle er sprechen, aber mit einem Seufzer fiel er wieder auf seine Bank zurück.

Von dem Sitzungsstaae aus wurde der Gefangene mehr in die Untersuchungssthaft zurückgeföhrt, sondern in das Gefängnis für die Verurtheilten gebracht.

Der Stadthorthurm hatte wieder einen Beobner erhalten.

Als der geschlossene Gefangenewagen an dem äuschen Nr. 7 vorüberfuhr, starrten zwei Augen durch das vergitterte Fenster des Wagens hinüber, und die grünen Läden des Hauses waren geschlossen; sie schlossen den öfsten Schmerz, der ein Menschenherz zerfleischen kann, von der Außenwelt ab.

Aber in dem Gärtchen in munteres Leben; zwei Kinder spielten auf dem Rasenwege und warfen sich lustig mit Blumen.

Die Kinder des Verurtheilten.

Der Gefangenewagen sollte vorüber.

Sonne scheint wieder. Jetzt hatte das alte Adithor wieder seine Bedeutung erlangt. Man dachte das alte Gemer wieder mit ganz andern Augen, seitdem es nicht mehr, wie in den letzten Wochen, nur Bettler und Lumpengefundenel zur Hand diente, sondern wieder einen Mörder, einen Mörder gefangen hielt, und was für einen, einen reihen Bürger der Stadt.

Wie schön ist es doch von der Gerechtigkeit, daß sie so ohne Ansehen der Person das Verbrechen bestraft die Unschuld beschützt.

Der arme Schell, wer vergiltet er jetzt, daß er Wochen lang in Untersuchungssthaft saß? Wenn er so etwas mit Geld gut machen könnte, — Geld hatte er wohl, man te eine Stunde nach der Gerichtsbehandlung in der Stadt für den neuen Teufel gesammelt, — Fräuleinmann hatte einen Thaler gegeben und nun zog er mit seinen Freunden von Wirthshaus zu Wirthshaus, lange entbehrte Freiheit zu genießen.

Auch der schlimmste Tag hat einen Abend, und er war heringebrochen für diesen Tag.

In der Umgebung des Stadthorurmes war es ruhig, die geföhnten Gaffer des Tages hatten sich freut, und nur einzelne nährliche Wanderer hasteten vorüber.

Es war doch zu grauenvoll.

Hinterer Vete für 1881

Das kleine beleuchtete Fenster hoch oben in dem Thurme, und nicht viele Schritte davon in dem kleinen Hause, durch eine Ritze des geschlossenen grünen Ladens, ein Lichtstrahl. Die beiden Lichtstrahlen schienen einander zu grüßen, ein Abschiedsgruß für's Leben, und welchen Jammer beleuchtete jeder.

In dem Hause des Schlossers herrschte tiefe Stille. Die Magd hatte die Kinder zu Bette gebracht, sie schliefen süß und träumten von den Blumen, mit denen sie gespielt.

Die unglückliche Frau des Verurtheilten lag in dem matt beleuchteten Wohnzimmer angekleidet auf dem Sopha, das Gesicht in die Kissen vergraben. Ein leises Bitten, das von Zeit zu Zeit ihren Körper bebend machte, zeigte, daß noch Leben in ihr sei.

Am Morgen vor der Gerichtsverhandlung war der Freund ihres Mannes, der Schreinermeister Seifert, bei ihr gewesen, um ihr Trost und Hoffnung einzusprechen. Seitdem Niemand mehr. Es hatte Niemand den Muth der Unglücklichen das Messer im Herzen umzudrehen.

Und dann ruhte auf ihr auch schon der Fluch, das Weib eines Verurtheilten zu sein.

Den Urtheilsspruch erfuhr sie von ihrer heulenden Magd.

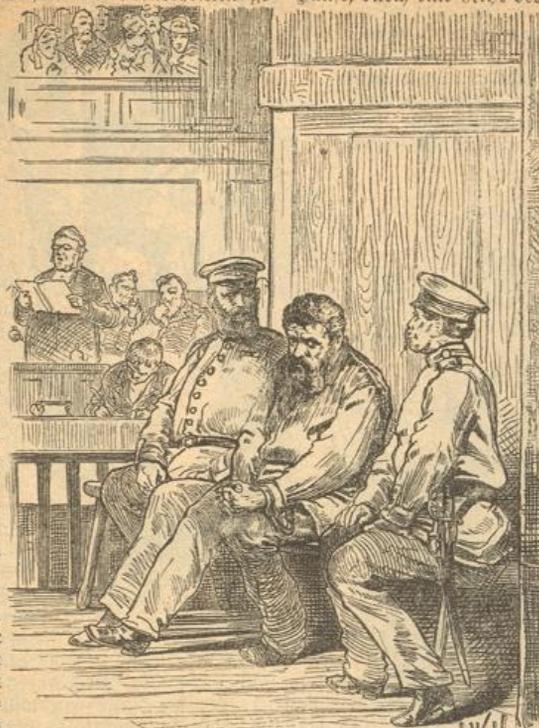
Da — es schlug eben 10 Uhr auf der Schwarzwälderuhr, die in dem Wohnzimmer tickte — eine ungewöhnliche Bewegung auf der Straße, die Tritte vieler Menschen, Geschrei, Freudenrufe, dazwischen eine gebietende Stimme, die Ruhe befahl. Jetzt, wie damals in der Schreckensnacht, der gellende Klang der Hausschelle, und gleich darauf gerade wie damals — öffnete sich die Zimmerthüre und herein trat der Polizeibeamte, gefolgt von der nachdrängenden Menge, die aber schweigend und achtungsvoll auf der Hausthür stehen blieb.

Die Frau auf dem Sopha fuhr erschreckt in die Höhe.

„Um Gotteswillen,“ schrie sie, „schon wieder! O mein Gott!“ und sank wieder in die Kissen zurück.

Der Beamte trat an das Sopha und ergriff sanft ihre Hand:

„Frau Burghardt, beruhigen Sie sich, fassen Sie sich. Sie waren stark genug, einen großen Schmerz zu tragen, ohne zu Grunde zu gehen, Sie werden auch stark genug sein, eine Freudenbotschaft zu vernehmen!“



Auf der Anklagebank zwischen zwei Gendarmen saß ein bleicher Mann.



Zwei Kinder spielten auf dem Rasenwege und warfen sich lustig mit Blumen.

Die Frau richtete sich auf und starrte den Mann mit großen Augen an.

„Ihr Mann, Frau Burghardt, ist schuldlos. Vor einer Stunde wurde Christian Schell im goldenen Stern bei Kaufhändeln tödtlich verwundet, und vor seinem Sterben hat er die That gestanden. Er hat die Bernau ermordet und den Abraham verwundet. Die Beweise sind überzeugend. Gott hat den Thäter gerichtet.“

Die Frau jauchzte nicht, sie jubelte nicht, lautlos glitt sie vom Sopha herab und umfasste schluchzend die Kniee des Beamten.



Die Frau jauchzte nicht, sie jubelte nicht, lautlos glitt sie vom Sopha herab und fasste schluchzend die Kniee des Beamten.

Dieser richtete sie sanft empor:

„Kommen Sie, liebe Frau, unten wartet eine Droschke. Der Drahtbericht ist bereits in die Residenz abgegangen. Morgen kehrt Herr Burghardt zu seiner Familie zurück. Jetzt zu Ihrem schwer geprüften Gatten!“

Die Menge im Hausflur und auf der Straße brach in einen Jubelruf aus, als der Beamte mit der Frau, die er sanft unterstützte, das Haus verließ.

Der Lichtschimmer hinter dem grünen Laden war erloschen, aber das Licht hoch oben im Thurme flammte strahlend auf.



Die heilige Minute zu stillkern, dazu ist die Feder des Hinkenden nicht würdig genug.

Die heilige Minute zu schildern, wie sie mit dem Aufschrei „Arnold“ in seinen Armen lag, und wie er weinend ihre Stirne küßte, dazu ist die Feder des Hinkenden nicht würdig genug. Wer ein Herz hat, male sich das Glück der Wiedergefundenen selbst aus.

Warum der Hinkende diese graue Geschichte erzählt? Um zu beweisen, warum er gegen die Todesstrafe ist.

Mundus vult decipi!



Das war ein Lieblingsspruchwort der Erzbuben, Schwindler, Galunten und sonstigen Gesichters in dem alten Rom, und ihre heutigen deutschen Kollegen überließen dieses schöne lateinische Sprichwort in's Deutsche und sagen: Die Welt will betrogen sein. Zwar sie will nicht, aber sie wird. Die Dummheit und das Glend der Menschen sind ein reiches, ergiebiges Feld, auf dem ein ganzes Heer gewissenloser Schwindler sich mähet, wie im Späten in einem Ganiader. Auf diesem Felde ist Sommer und Winter Ernteger und schuftige Schmitter giebt es genug, die hier Garterbinden.

Solange nur auf dem Felde der Dummheit Gartengeräthe geschnitten und gebunden werden, ist es nicht so schlimm, denn die Dummheit verdient es nicht besser; sie ist der Packerel, der geprügelt sein will, und wenn man auch behauptet, die Dummheit sei unüberwindlich, denn: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergeblich, so ist doch ein tüchtiger Pflügel der einzige und richtige Gott, der gegen die Dummheit etwas auszurichten und sie am Ende auch zu kuriren vermag. Zum Beispiel die Geschichte mit dem Forellensamen: Der pommerische Rittergutsbesitzer Herr Baron von Pudelwitz, liest in der Zeitung:



Wichtige Erfindung! Forellen-Samen!

„Nach jahrelangen kostspieligen Versuchen ist es endlich gelungen, auf chemischem Wege Forellen-Samen herzustellen. Ein Pfund dieses kostbaren Samens genügt, einen großen Fischweiber mit den feinsten Forellen zu befruchten. Der Erfolg wird garantiert. Varietendung von 10 Mark pro Pfund wird erst beansprucht, wenn die Forellen ausgeküpft sind. Bestellungen sind postlagernd erbeten unter der Adresse: „Chemische Fischlaich-Fabrik in Berlin.“

Zur Bekräftigung schwimmt über der „Wichtigen Erfindung“ eine große Forelle und rechts und links zwei kleinere. Der Herr Baron, ein großer Freund von gebrauchten und blauabgefotenen Forellen, hatte nichts Giltigeres zu thun, als an die Direktion der chemischen Fischlaich-Fabrik zu schreiben und um schleimige Uebersendung von 2 Pfund des kostbaren Samens zu bitten, um damit den See zu bevölkern, an dessen Ufer das Schloß seiner Ahnen steht. So vom Schloßfenster aus Forellen zu angeln, wie angenommen! Wie erstaunte aber der Herr Baron, als er statt des Forellen-Samens einen Brief erhielt folgenden Inhalts:

baren Boden. Ein armer Kranter, der jahrelang vergebens Heilung gesucht hat bei Doktor und Apotheker, greift am Ende in der Verzweiflung nach einem Strohhalm, und diese Unglücklichen sind es vorzugsweise, die dem Schwindel zum Opfer fallen. Wer den Anzeigentheil einer großen Zeitung liest, muß sich wundern, daß es überhaupt noch frante Menschen giebt, denn jede große Zeitung wimmelt von unfehlbaren Mitteln gegen jede Krankheit.

Da ist vor allem der „Bandwurm“, gegen den eine ganze Schar von Wurmmitteln zu Felde zieht, die dem Ungeheuer in seiner eigenen Höhle zu Leibe gehen, aber nicht persönlich, wie Siegfried dem Lindwurm in der Drachenhöhle, sondern in anständiger Entfernung durch Pulver, mit welchem sie das Ungeheuer mit Kopf und Schwanz vernichten. Ja, diese Wurmmittel haben's auch weiter gebracht als der genannte tapfere Ritter, denn sie bringen den Bandwurm sogar brieflich um. Nur Eines haben sie mit Siegfried gemein, eine Haut von Horn, und der Pfeil des Spottes und der Schande, „machtlos wie ein dürrer Stab prallt er vom Schuppenpanzer ab.“

Da ist ferner die Gicht, von der sich viele Wohlthäter der Menschen ernähren, indem sie den Gichtleidenden Ketten verkaufen, mit denen die Gicht so recht eigentlich gefesselt und eingesperrt wird. Jeder dieser Gichtkünstler nennt natürlich seine sämmtlichen Kollegen Schwindler, und bittet, seine Erfindung nicht mit andern marktstreuerischen Anpreisungen verwechseln zu wollen. Nachts, beim zu Bette gehen, hängt man sich eine solche Kette um, und während der Patient sanft schlummert, saugt die liebenswürdige Kette sämmtlichen Gichtstoff aus dem menschlichen Körper in sich auf. Am Tage braucht man dann nur die mit Gicht vollgefüllene Kette an einem Kloben aufzuhängen, so wird der Gichtstoff aus der Kette heraus und heruntertropfen, und wenn man ein Gefäß unterstellt, so kann man sogar die Gicht auf Flaschen ziehen. Ausgezeichnet, und kostet nur 10 Mk. Will man aber ganz sicher gehen und die Gicht gründlich kurieren, so ist es rathsam, am andern Morgen anstatt der Gichtkette sich selbst an dem Kloben aufzuhängen.

Das Wunderbarste ist, daß ein Mensch überhaupt noch Zahnschmerzen hat, denn die Zahntropfen und Mundwasser, die das Zahnweh gründlich und für immer beseitigen, überschwemmen die Zeitungen so massenhaft, daß man eine Mühle mit zwei Gängen damit treiben könnte. Hoflieferant Kothe in Berlin zahlt jedem, der nach Gebrauch seines Zahnwassers jemals wieder Zahnschmerzen bekommt, 500 Mk. und dieses edle Getränk kostet nur 50 Pfg. die Flasche.

Was kann man da mit einem fleißigen hohlen Zahn für eine hübsche Leibrente, oder vielmehr Zahnrente

erhalten. 500 Mk. Zinsen bei einer Kapitalanlage von 50 Pfg., macht gerade Hunderttausend Prozent. Das geht noch über die Spitzeder. So etwas ist aber auch nur bei einem Hoflieferanten möglich.

Kahlköpfe giebt es natürlich keine mehr, mit Ausnahme des Anfertigers und Verkäufers des wunderbaren Haarwassers, das so kräftig wirkt, daß man beim Gebrauche Handschuhe anziehen muß, wenn man nicht Haare an den Händen haben will. Zur Befräftigung ist eine junge Dame abgebildet vor der Haarkur und 3 Monate nachher. Vor der Kur hat das Mädchen ein Köpfchen, daß Gott erbarm, eine anständige Kette würde sich schämen ein solches Schwanzchen zu tragen, und nach der Kur ist sie umwoigt von einem Wald von prachtvollen Haaren, und in Matarts „Einzug Karl V. in Antwerpen“ könnte sie, was die Antwerpener jungen Damen ohne Anstand gelistet haben, mit Anstand sich erlauben. Abgeordneten, Aboolaten u. s. w. ist das Haarwasser als Mundwasser zu empfehlen, wenn sie Haare auf den Zähnen zu haben wünschen.



Nach der Kur ist sie umwoigt von einem Walde von prachtvollen Haaren.

Arzte, Medizinalräthe, sogar Hofräthe, die alle möglichen Krankheiten: Schwindel, Wassersucht, Leberleiden, Gicht und wie sie alle heißen diese Plagen der Menschheit, mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit und gründlich heilen, marschiren in den Zeitungen bataillonsweise auf, und so weit geht ihre Menschenfreundlichkeit, daß die Patienten gar nicht nöthig haben, sich zu den Wundmännern zu bemühen, denn sie kuriren ebenio gut brüchlich. Nur gegen den Schwindel geben sie grundsätzlich kein Heilmittel, denn daß die Menschheit vom Schwindel nicht geheilt werde, ist für diese Herren eine Existenzfrage.

Der Kampf gegen diese Krankheit, die zu einer nothwendigen Seuche auszuarten droht, haben aber manche andere Aerzte aufgenommen, und wenn sie auch keine Medizinalräthe sind, so haben sie doch schon gegen den Schwindel verschiedene glückliche Kuren gemacht. Ein solcher Arzt gegen den Schwindel ist z. B. „der Ortsgesundheitsrath“ in Karlsruhe. Da der Hinkende sich erschlossen hat, auch in diesem Fache sich zu versuchen, so empfiehlt er sich den geehrten Leuten als Schwindelarzt, d. h. als Arzt gegen den Schwindel. Er verordnet die gleichen Mittel an, wie der genannte „Ortsgesundheitsrath“, und wirkt das Mittel ungleich



Der Patient war ein alter Fudel.

bar selbst in hartnäckigen und veralteten Fällen. Mit gleichem Erfolg brieflich, und wird um zahlreiche Mittheilungen gebeten. Die Kurerfolge werden jeweils im Kalender veröffentlicht werden. Für dieses Mal nur einige Kuren des Ortsgesundheitsrathes:

1. Dr. Johannes Müller, gerichtlich vereideter chemisch-pharmazeutischer Sachverständiger und fürstl. Waldeck'scher Medizinalrath;

Teilknebelheiten. Vom Juni 1879 bis 1. Mai 1880.

Deutschland.

Im Juli 1879. Der Reichstag hat den Petroleumzoll erhöht. Also doch! Das Licht wäre also jetzt besteuert, man kommt es wohl an die Luft.

Am 11. wurde der Reichstag geschlossen. Wer noch wohlfeiles Brot essen



wollte, konnte sich eilen, denn vom 1. Januar 1880 an wird das Brot durch den verdoppelten Roggenzoll verfalzen.

Im August 1879. Generalfeldmarschall von Manteuffel ist zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt.

Im September 1879. Kaiser Wilhelm hält große Heerschau in Straßburg und Metz. Die im Kothsefeden gebliebenen Stiefel bei dem berühmten Straßburger Parademarsch werden eine große militärische Stiefelreform im Gefolge haben.

Die Elässer lernen nach und nach begreifen, daß man solch einen deutschen Kaiser lieben kann, haben doch 77 Prozent der Gesamtbevölkerung der Reichslande deutsche Sprache, deutsche Sitten und Gewohnheiten, und werden wohl auch dazu kommen, deutsch zu denken und deutsch zu lieben.

Bismarck schließt mit Andrássy in Wien ein Schutz- und Trutz-Bündnis. Die Wiener sind von unserm Bismarck entzückt und tragen Bismarckhüte. Die Russen merken etwas und machen lange Hälse nach Wien hinüber.

Im Oktober 1879. Am 1. hat Manteuffel sein Amt als Statthalter von Elsaß-Lothringen angetreten. Seine Antrittsrede war kurz und gut:

„Ich trete das Amt als Kaiserlicher Statthalter in den Reichslanden, das Seine Majestät mir zu übertragen Allergnädigst geruht haben, mit dem heutigen Tage an und bitte Gott um Kraft, dasselbe zum Ruhme des Reiches und zum Wohle von Elsaß-Lothringen zu üben.“

Die Elsaß-Lothringer werden erfahren, daß Manteuffel ein redlicher, wohlwollender „Mann“ ist, aber im Nothfalle, und wenn es sein muß, hat er auch ein Pf im Teufel.

Der erste Oktober hat auch dem deutschen Reiche die langerehnten Reichsjustizgesetze gebracht. Jetzt haben wir bereits vier Reichseinheiten, „Einheit des Seerwesens, der auswärtigen Beziehungen, des öffentlichen Verkehrswesens und die Reichsjustizgesetze.“ Vivant sequentes! Das Nächste wird wohl das Reichs-civilgesetzbuch sein, dann haben wir vollständige Reichsrechtseinheit.

Die Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus sind glänzend ausgefallen, aber leider nicht für uns,

Dr. Geh, gerichtlich approb. Apotheker 1. Kl., gerichtlich vereidigter Chemiker und wissenschaftlicher Unter- sucher und Sachverständiger für medizinische, pharma- ceutische und chemische Gesundheitspräparate aller Art; Dr. Theobald Werner, vereidigter Chemiker, Direktor es analytisch-chemischen Laboratoriums und polytech- nischen Instituts.

Wie diese drei Menschenfreunde, mit dem lieblichen Schellengeläute ihrer selbst beigelegten Titel, für ihre empfehlenden „chemisch = physikalisch = pharmazeutisch-analytisch zc. gekochten unfehlbaren Mixturen für rasche und gründliche Beseitigung bisher allgemein als un- weisbar betrachteter Krankheiten“, von dem „Ortsgesund- heitsrath“ behandelt worden sind, ist des Näheren in fentlichen Blättern: Gartenlaube zc. zu lesen, und gömmt er Sinfende dem dreiblätterigen Kleeblatt nur deshalb inen Platz im Kalender, um den geneigten Lesern die on diesen Herren auch künftig begutachteten, Natürlichen hehemittel“ zu empfehlen — so wie sie es verdienen.

2. Edmund Bühling, Direktor der Poliklinik ir Haar- und Kopfhautleidende in Leipzig, eilt „Haarkrankheiten“ radikal nach alt- ewährter Methode. Antliche Erhebungen des Ortsgesundheitsrathes“ haben ergeben, daß der Herr Direktor“ früher einen Freiseurladen hatte, welchem e auch hauptsächlich seine Kenntnisse im Haarfache edant. Seine Beförderung vom Direktor eines reiseurladens zum Direktor einer Poliklinik wird ihm ber von der Polizei, die bekanntlich gegen jeden Fort- schritt ist, sehr verübelt, und der „Direktor“ nebst einigen ndern Unregelmäßigkeiten haben den Herrn Direktor hon in unangenehme Verbindung mit dem Straf- eichsbuch gebracht. Von ein er ausgezeichneten Kur ill der Sinfende aber doch berichten.

Herr Bühling kurirt natürlich auch brieflich; der Patient braucht ihm nur einige Kopshaare zu senden. Also sendet ihm ein haarleidender Mann einen Büschel Haare nebst dem für die erste Konsultation vorge- schriebenen Honorar von 6 Mark. Der Patient, 30 Jahre lt — beklagt sich über starkes Ausgehen der Haare, e trocken und spröde sind. Der junge Mann schreibt: Krankheiten habe ich noch keine größeren gehabt, außer s Bub den Scharlach. Man will doch nicht so alt ussehen, wenn man es noch nicht ist, und einen Naslopf bekommen. Ich bitte Sie daher, Hr. Doktor zc.“ und der Herr Doktor, oder vielmehr Direktor fühlte n menschliche Mühen mit dem armen jungen Mann nd schreibt: „Nach sorgfältiger und gründlicher mikro- opischer und chemischer Untersuchung der eingesendeten Haare zc. kann ich Ihnen die hoffnungsvolle Mit- theilung machen, daß Ihr Haar, bei Anwendung der eigneten Präparate nach einiger Zeit wieder sprossen ird zc. Für eine gründliche Kur, schreibt der Herr Direktor, sei jedoch eine viermonatliche Behandlung nd ein Honorar von 25 Mark erforderlich.“

Der Herr Direktor hatte es getroffen auf ein „Haar“, ur Schade, daß der Patient seine Dankbarkeit nicht nders ausdrücken konnte, als durch lautes Wellen, em — der Patient war ein alter Pudel.

Die Haare, welche Herr Bühling, Direktor er Poliklinik für Haarleidende, „sorgfältig nd gründlich mikroskopisch und chemisch“ untersucht atte, hatte der junge Mann dem Schwanz seines udels Caro entnommen, um die wissenschaftliche Be- ähtigung des Herrn Direktors zu prüfen, ehe er sein igenes Haupt dran wagte.

So für diesmal genug. Im nächsten Kalender Fortsetzung.